P. o germ.
1629
d 2

P. o. germ. Willkomm
1629 d/(2

Julius Kühn.

Eine Novelle

von

Ernst Willkomm.

Zweites Buch.

Leipzig,
Verlag von Carl Berger.
1833.

Bayer. Staats-Bibliothek München

BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK

Zweites Buch.

<36634179080015

<36634179080015

Bayer. Staatsbibliothek

Laßt die Vorurtheile schwinden! —
Einem feilen Krämerkauf,
Aeltern, opfert nicht in Sünden
Eurer Kinder Seelen auf!
Sterben sonst beim That=Beginnen,
Eh' noch ganz die Kraft erwacht,
Ausgebrannt an allen Sinnen,
In des Wahnsinns Winternacht! —

BAYERI... STA... BIBL... MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergötzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Goethe.

Ein trüber, kalter Januarabend lag über der Universitätsstadt ***. Der Wind trieb den neugefallenen Schnee wirbelnd durch die Straßen und machte an den Fenstern seltsame farblose Blumen und Bäume.

Während draußen der Winter so streng sein Herrscheramt übte, saß unser Freund Heinrich im wohl durchwärmten Stübchen am Pulte. Er hatte eben an Hegels Philosophie die Stärke seiner geistigen Verdauungskraft probirt und legte

sie jetzt als ungenießbar wieder aus der Hand. Mechanisch langte er nach einem von den auf seinem Pulte aufgeschlagenen Büchern; — und ergriff Göthes Faust. — Sein Blick fiel auf die Worte Faust's, die dieser in die Hexenküche tretend ausruft:

„Mir widersteht das tolle Zauberwesen;
Versprichst du mir, ich soll genesen
In diesem Wust von Raserei? ꝛc.“

Während er diese und die folgenden Worte las, eilte Jemand die Treppe herauf; es klopfte und hereintrat tief im Mantel gehüllt, über und über beschneit, Freund Julius.

„Guten Abend, mein Bester!“ rief Heinrich freudig aus. „Hast Du Dich bei diesem abscheulichen Wetter doch endlich einmal herausgewagt? Wo bist Du denn so lange geblieben? Du hast Dich ja seit dem neuen Jahre nicht mehr blicken lassen!“ —

Julius hatte unterdessen den Mantel abgelegt und auf Heinrichs frohe und schnelle Fragen nur ein „Hum!“ erwiedert. Er ging in der Stube auf und ab, rieb sich die Hän-

de und warf sich dann nachlässig auf's Sopha. —

„Dir ist wol die Sprache eingefroren?" begann Heinrich auf's Neue, indem er sich neben ihm setzte und den aufgeschlagenen Faust vor sich auf den Tisch legte. Julius griff darnach, warf einen Blick hinein und rief aufspringend: „ja wohl!"

„— — — soll ich genesen
In diesem Wust von Raserei!"

„Wieder einmal?" entgegnete Heinrich in mißbilligendem Tone. „Laß die Grillen fahren! Das neue Jahr ist ja angebrochen und da hofft von Rechtswegen jedermann, also — a propos! wie weit bist Du denn mit Deinem neu angefangenen Trauerspiele?"

„Ich stehe in den ersten Scenen des vierten Acts," antwortete Julius kurz und trocken. — „Im vierten Akt!" erwiederte Heinrich. „Sage mir nur, ob Du scherzest oder schläfst oder träumst? — Vor höchstens 4 Tagen hast Du angefangen daran zu arbeiten und jetzt im vierten Acte? — Das ist rein unmöglich!" — „Und dennoch wahr", antwortete Julius. — „Siehst

Du, das ist die Kraft des Genies! Ich besi-
tze eine ganz besondere Virtuosität, Trauerspie-
le zu schreiben und zu veranstalten."

„Zu veranstalten!", wiederholte Heinrich halb lächelnd und doch eine dunkle Ahnung unterdrückend.

„Ja, zu veranstalten! — Hast Du nicht so ein Instrument bei der Hand, womit man Haare und Locken wieder in gehörige Ordnung bringt?"

„Wozu brauchst Du das?"

„Gib's nur! — Ich will der Melpomene die Haare frisiren, sie sieht sonst gar zu sehr einer Furie ähnlich."

„Du schwärmst", erwiederte Heinrich. — „Hast Du etwa Antwort auf unsere Briefe?"

„Keine Antwort, aber ein Urtheil," entgegnete Julius. Er nahm einen Brief aus seinem Taschenbuche und reichte diesen Heinrichen mit den Worten: „Hier lies und lache Dich satt daran!" —

Heinrich las zitternd das Briefchen. Es enthielt wenige Worte vom Vater seines Freundes, worin dieser über den wortbrüchig gewordenen Sohn den — Fluch aussprach. Sein

eigenes Briefchen, das er zugleich mit Julius an dessen Vater beigelegt hatte, lag unerbrochen in der Antwort eingeschlossen. Kaum konnte er seine Besinnung erhalten. Das Blatt fiel ihm aus der bebenden Hand und er selbst sank sprachlos auf einen Stuhl.

„Ach schäme Dich doch", rief Julius, „wer wird so eine Memme sein!" — „Wie kannst Du dies Blatt auf die Erde werfen," fuhr er fort, indem er den Zettel wieder aufhob; „das lasse ich mir unter einen goldnen Rahmen fassen und ziehe damit auf die Messen und Jahrmärkte! — Ha, ha, ha, das soll eine Freude geben!" — Er ging, hohl in sich hineinlachend, im Zimmer auf und ab.

Nach langer Bewußtlosigkeit erholte er sich wieder und ließ sich von dem Freunde auf's Sopha führen. Dieser sprach ruhig, ohne das Vorige zu berühren: „Komm, setze Dich zu mir! Ich werde nochmals an Deinen Vater schreiben, oder nein! — lieber an meinen Vater. Dieser mag ihm sein Unrecht sanft, aber wahrhaft vor Augen halten, — aber jetzt nicht! Erst muß auch dieser sich beruhi-

gen, und dann wird er selbst die im Zorn gesprochenen Worte zurücknehmen. Du bist ohne Zweifel verläumdet worden, und ich kenne Deinen Vater zu gut, als daß er dem offenen Worte eines mit ihm bald in die innigsten Verhältnisse tretenden Mannes nicht mehr Glauben schenken sollte, als einem kriechenden, elenden Schmeichler. Darum, fasse Muth, überlasse Dich nicht der Einsamkeit, nicht dem Grübeln! Besuche mich oft; ich werde Dich nicht verlassen, und suche Deinem Schmerze Worte zu leihen. — Hoffe! Es wird sich gewiß besser enden, als es den Anschein hat."

„Bester Heinrich", erwiederte Julius nach einer langen Pause, anscheinend ruhig, „Du weißt es, in welchen kindlichen, herzlichen Ausdrücken ich meinem Vater die Gründe, die mich bewogen, dem Studium des Rechts zu entsagen, vorgelegt habe. — Heinrich, Du weißt es, daß ich nicht unterlassen habe, ihn mit den sanftesten Worten auf die etwaigen möglichen Folgen einer gänzlich abschlägigen Antwort oder eines strengen Befehls aufmerksam zu machen — und siehe! — sieh, Hein-

rich, alle diese Worte erklärt er für Heuchelei! — Mein ihm gegebenes Herz tritt er mit Füßen. Auf die Bitte, auf das Flehen seines mit der innigsten Liebe ihm anhangenden Sohnes hat er nichts, als einen bittern — ach, einen höhnischen, ironischen, ewigen, ewigen Fluch! — — Nein, Heinrich, — das ist zu viel! — — Sei Du ein Philosoph, hier muß Dein Verstand mitsammt der Vernunft bankerott werden; sei ein Dichter — Du kannst nur noch die Hölle mahlen; — sei ein Engel — der Teufel muß Dich fortan geleiten; sei der heiterste Geist — Dich muß der Verzweiflung beißender Witz speißen und tränken; sei gesund an Geist und Körper — Wahnsinn droht Dir in der nächsten Stunde das Gehirn auszusaugen und ein verzehrendes Fieber die schlotternden Knochen aufzureiben. — Ach, Heinrich! — Deine Schwester! — — — O, ich bin gränzenlos elend! — — Ein einziges Wort! — Ach! — Wie viel hat es Buchstaben! — Zähle, ich bitte Dich — zähle! O weh! fünf! — Gib mir ein Glas Wasser, oder besser, Opium! — Ich will's

hinunterspülen und den Fluch in mir verbrennen!“ —

Heinrich bat ihn vergeblich, sich selbst Ruhe zu gönnen, und suchte ihn durch sanftes Zureden zu besänftigen. Allein Julius fuhr in einem bittern Tone fort:

„O es ist sehr leicht, einem halb Verzweifelnden gute Lehren geben! Der kalte, fühllose Verstand hat Gründe zu Dutzenden bei der Hand, wenn es darauf ankommt, jemanden mit herzlosen Redensarten zu trösten; — nur Schade, daß von allen diesen Gründen und Trostsprüchen keiner ein zerrissenes, zerfleischtes Herz zu heilen und wieder zusammenzuflicken vermag! — Warum habt ihr denn noch keine Logik erfunden, welche die Logik dieser zitternden Fleischmuskel zu besiegen vermag? — Ha! warum nicht? — Sag' an! — ha, ha, ha! Weil der Verstand nicht die Macht besitzt, auch nur dem Tausendtheile eines Herzens das Blut auszusaugen, oder mit Wasser zu versetzen, viel weniger das Gefühl zu verbannen! — Die geifernde Wuth mag er auf Deinen Lippen Ball spielen lassen — die Seele zerschnei-

den! — Das zuckende Fratzengesicht der Verzweiflung und die blutsäenden Eumenidenwimpern des aufkeimenden Wahnsinns — ja — diese kann er uns bald vormahlen mit der heuchlerischen Beredtsamkeit seines lächelnden Lügenmundes; aber die Ruhe dem Ruhesuchenden wieder zu geben — ha, ha, ha!! dazu ist er zu ohnmächtig und auch — zu dumm!" —

„Heinrich, mir sind diejenigen Leute in der innersten Seele verhaßt, die eine kluge Miene ziehen, die Lippen zusammenbeißen, die Augen in's Kreuz brassen, wie der Schiffer die Raaen und wichtig und bedeutsam die Hand erhebend herzlos beginnen: das will ich Dir beweisen! — Und nun eine Fluth von Gründen und Schlüssen ausströmen, die alle vor dem Verstande bestehen, aber auch nur allein vor diesem. — O die kalten Verstandesmenschen! In ihren Köpfen muß ein ewiger Winter die Seele mit Reif belegt haben! — Es ist nur gut, daß sie sich selbst loben und ihre Schullogik preisen — der innere Richter und Lehrer wird ihnen wenig Lob zusprechen! —

Drum, Heinrich, geh, geh! werde ein Arzt, lerne Mixturen und Tinkturen, Latwergen und Pillen zusammengießen und wolgern; dann komme wieder! — Vielleicht treibt eine gute Purganz die fünf Buchstaben besser ab, als alle Philosophie von Sokrates und Plato bis auf Hegel und Troxler!" —

„Tobe Deinen Schmerz aus," begann Heinrich, als sein Freund einige Augenblicke schwieg, „aber suche Dich dann auch zu mäßigen und gebrauche Deine Kräfte. Die Freiheit kann man Dir doch nicht nehmen und noch weniger den geistigen Reichthum!"

Nach einer kurzen Pause, während welcher Julius lachend in der Stube auf und nieder ging, und Heinrich umsonst auf Mittel sann, den Freund zu besänftigen, fuhr der erstere fort:

„Aber nein! auch das ist nichts! Nur ein Mittel gibt's, ein einziges, und das werde ich ergreifen! Ha, ha, ha, wie freue ich mich, daß ich dazu noch Kraft und Freiheit genug besitze. — Willst Du's wissen, Heinrich? Herzensjunge? Siehe, die Stunde paßt

gerade zu solchen Aufschlüssen! — Hörst Du, wie der Wind draußen um den Thurm heult? Das sind meine Musici. Ha, ha, ha, juchhe, komm, laß uns tanzen! und nun lache! — lache Dich einmal recht satt!" —

Zitternd, mit rollendem Auge, zog er sein Taschenbuch hervor, riß ein Blatt aus, und warf's Heinrichen hohl lachend hin. „Da lies," sprach er, trat an's Fenster, und sah, die Arme über die Brust zusammengeschlungen, in die stürmische Nacht hinaus. Heinrich ergriff das Blatt und las folgende unordentlich hingeworfene Verse:

Stimme eines Verzweifelnden.

Hohle Schelle, hast du ausgezittert? —
Mitternacht vorüber? — —
Immer trüber wird's und immer trüber,
Denn zersplittert
Zuckt im letzten Kampf mein Herz! —
Ha! — — Was jagt ihr, leichte Wolken,
Bleich wie Molken,
Toll und wild,
Uebers frost'ge Sichelbild? —
Hoch vom Himmel

Niederzucken Todtenbilder! — —
Wilder, immer wilder
Ras't mein tiefer Seelenjammer! —
In des Herzens öd' einsamer Kammer
Birgt verröchelnd sich mein Schmerz! — —

Dumpfer Seiger, rufe deine Stunden
Heulend in die Mitternacht hinaus!
Blutend schreien lauter doch noch meine Wunden —
— Pflicht und Trieb — die Wahnsinnsmelodie
Betend, lachend, fluchend aus! — —

Herzberaubte, lehret mich nicht beten! —
Hab's gekonnt, als ich noch Knabe war;
Als der Kindheit gold'ner Morgen,
Eine frohe, junge Braut,
Mit der Liebe Schmeichellaut
Kühlend meine Brust umwoben! —
Doch vergebens
Such' ich jetzt des Jugendlebens
Wonnestunden Tag und Nacht. —
Hin ist meiner Seele Frieden,
Seit ein Wort mein Glück entschieden,
Und mein Tagwerk ist vollbracht! —
Gute Nacht! —
Werde Jüngling Knabe,
Und es krächzet über dir der Rabe,
Dess' Gezeter höhnend spricht:
„Lache, aber lächle nicht!" —

Ach, ich muß die Menschen meiden!
 Darf mich nur an meiner Qual,
Lechzend an dem Jammer weiden
 Einer unglückſel'gen Wahl!
Allen Frohen muß ich weichen,
 Durch's Geſtripp gefloh'ner Wälder,
 Durch die öden, weiten Felder,
Wie ein Brudermörder ſchleichen, —
 Ganz allein, allein, allein! —
 Kann mich nicht des Lebens freu'n! —

Engel, guter Engel, ſteige
Von den Sternen nieder, neige
 Deinen ſanften Blick auf mich! —
Aber nein! — Du kannſt mich nicht mehr lie-
 ben! —
Nun ſo ſende mir die Eumeniden! —
 Sie, ſie ſollen Retter ſein! —

Kommt und ſchlingt mich höhnend in die Arme,
 Geißelt mich mit glüh'nder Hand,
 Ohne Mitleid, ohn' Erbarmen,
 Bis zum finſtern Schattenland! —
Eurer Haare flatternd Rauſchen
 Sei mein Morgenlied,
Und wenn Tag und Nacht ſich tauſchen,
 Sei's mein Schlummerlied! —

Schlummern? — Ja, wer schlummern könnte! —
In dem Kampf der Elemente
  Schlummert wohl ein schuldlos Kind;
Aber wer im Seelenwüthen,
In des Wahnsinns dumpfen Brüten
  Hinsiecht, schläft nicht, — ist kein Kind! —

Wahnsinn? — Ha! — Senke dein schwarzes Gefieder,
Ganz mir die Seele umdüsternd, nieder,
Dann bin ich glücklich im Wesengewühl,
Denn ich bin sinnlos und ohne Gefühl! —
Horch! — Klingt das nicht wie kindliches Lallen? —
Oder wie Fahnengeschrill auf dem Dach? — —
Schlage der Nägel sich streckende Krallen
Lachend und heulend in's stille Gemach! —
Knirschend in's schützende Eisen der Fenster,
Spottend der Mondnacht Flattergespenster,
Kümm're dich weder um Pflicht noch Gebot,
Werde ein Teufel zugleich und ein Gott! — —
Aber kein Mensch? — Ach! — verlassen, am Stabe,
Ein blühender Greis,
Trinkend der Stirne gefrierenden Schweiß,
Schwankst du in wimmerndem Wahnsinnsgesang
Langsam dem dämmernden Friedhof entlang,
Irrend zum einsam gelegenen Grabe! — — —

Siehe noch einmal hinaus in die Ferne!
Glühende Sterne
Zieh'n vor dem thränenden Auge herauf.
Aber, ach keiner, keiner,
Nicht einer
Reiß't meine Seele
Mit sich im taumelnd enteilenden Lauf. —
Darum, so sei's! — Ich will nicht mehr klagen,
Will nicht meh'r beten und will nicht mehr sein,
Fütternd die Seele mit fressender Pein!
Bin ich nicht Mensch und frei, um zu fragen? — —

Ja, wohlan! — Wenn sich die Wolken röthen,
Zieh' dein Lebens = oder Todesloos!
Wenn die Winde nächtlich wieder flöten,
Sei verworfen oder groß! —
Lebe frei und glücklich, oder falle! —
Auf! zertrümmere dein sterblich Haus! —
Meide, was du hassest, oder kralle
Deine Hand nach einem — Giftkelch aus! —

Während Heinrich diese Zeilen las, war Julius scheinbar ruhig geworden. Der Freund näherte sich ihm und drückte ihm die Hand, indem er sprach: „Bleibe bei Dir und bedenke, daß Du in der Welt bist. „„Durch Kampf zum Sieg!““ — So sprachst Du vor einigen

Monaten zu mir; jetzt wiederhole ich diese Deine Worte, und rufe sie Dir in Dein Gedächtniß!" — „Gut," antwortete Julius. — „Du hast recht; aber etwas hast Du vergessen, die Kraft! — Ich besitze keine mehr." — Dies sprechend, griff er nach Hut und Mantel, wünschte Heinrichen eine gute Nacht und erwiederte auf dessen flehentliches Zureden, bei ihm zu bleiben, oder doch wenigstens seine Begleitung anzunehmen, „er bedürfe der Ruhe, und diese könne er jetzt nur in der Einsamkeit finden." Mit diesen Worten schied er von dem Freunde und stürmte in finsterm Brüten in die schwarze Winternacht hinaus.

Zweites Kapitel.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Goethe.

Mehrere Tage hindurch lebte Julius in einem Zustande, den man vielleicht nicht ganz unrichtig mit dem Ausdrucke stumme Seelenraserei, hätte bezeichnen können. Er war zu keiner Thätigkeit zu bewegen und saß stundenlang, ohne zu bemerken, was um ihn vorging. Aus diesem dumpfen Hinbrüten rissen ihn endlich Briefe von Luisen und deren Aeltern, denen Heinrich des theuern Freundes Zustand mitgetheilt hatte. Sie drückten die innigste Theilnahme aus, und Heinrichs Aeltern schlugen dem Freunde vor, den noch übrigen Theil des Winters bei ihnen zu verleben. Unterdessen würde vielleicht sein Vater das übereilte Wort aus eigenem Bewegen widerrufen, oder, wäre dies nicht der Fall, so werde er selbst zu ihm reisen und ihn zur Zurücknahme des ausgesprochenen Fluches bewegen. Diese Aufforderung belebte Julius Geist von Neuem,

und sein Entschluß war augenblicklich gefaßt. Heinrich, der wohl einsah, daß nur Luisens näherer Umgang ihn der Welt wiedergeben könne, suchte ihn in seinem Vorsatze zu bestärken, und traf, mit ihm vereint, Anstalten, denselben zur Ausführung zu bringen.

Nach wenigen Tagen trat Julius, von seines Freundes Segenswünschen begleitet, die Reise nach Heinrichs Heimat an, von froher Hoffnung wieder neu belebt, wenn auch kummer- und sorgenvoll. Schon war der Januar vorüber und noch immer harrte Heinrich vergeblich auf Briefe von dem abwesenden Freunde. Oefters beschlich ihn die Sorge um ihn, noch öfterer die Sehnsucht nach seinem Umgange. So brach der Februar an, dessen erste Woche ebenfalls, ohne Nachricht zu bringen, verstrich. — Nach einem trüben, aber windstillen, kalten Tage, dessen Rest Heinrich auf der Eisbahn zugebracht hatte, saß er einsam auf seinem Zimmer. Da klopfte es, und der Briefbote überreichte ihm ein Schreiben, in dessen Schriftzügen er Schwester Luisens Hand erkannte. Von Angst, Furcht und Hoffnung

seltsam bewegt, erbrach er den Brief und las folgende Zeilen:

Innigst geliebter Bruder!

Alle Hoffnungen des guten Julius scheinen dahin zu sein; denn der letzte Anker, an dem er sich aufrecht zu erhalten vermeinte, ist gebrochen! Ein unglückseliges Zusammentreffen der Umstände mußte es fügen, daß er unterwegs auf einen Bekannten seines Vaters stößt. Er fragt diesen nach dem Befinden desselben, und erhält von ihm die Versicherung, daß sein Vater gewiß sein Wort zurücknehmen werde, wenn er sich sogleich selbst zu ihm begebe. Trunken von dieser Nachricht, bricht der arme Julius augenblicklich auf, ändert seinen Plan, reis't in seine Heimat, und glaubt, an der Brust seines Vaters die Ruhe wieder zu erlangen, die ihm ein unväterliches Wort geraubt hatte. — Doch — ach! der Unglückliche! Wie sehr hatte er sich geirrt! All sein Flehen und Bitten um Zutritt zu dem Vater ist vergeblich! Julius ging mehrmals an die Schwelle des väterlichen Hauses. Umsonst bot

er der verhöhnenden Strenge des Winters Trotz. Eine lange Nacht hindurch lag er vor der ungastlichen Thür des ergrimmten Vaters; dieser blieb taub für seinen Jammer! Halb erstarrt, sein Haar vom feuchten Nordwinde bereift, will Julius endlich mit Gewalt die Thüre erbrechen, da befiehlt der Vater — ach, beinahe vermag ich es nicht zu schreiben! — die Jagdhunde auf ihn zu hetzen! Aber die Thiere kannten den Flehenden und legten sich mitleidig winselnd zu seinen Füßen. — Da brach das Herz des unglücklichen Julius. Wie von den Furien verfolgt, wendet er den Fuß von der Schwelle des Hauses, wo seine Wiege stand; Thränen im Auge, seinem Vater Vergebung zurufend, verläßt er Haus, Hof und Garten, die stummen Zeugen seiner glücklichen Jugend. Ein alter Hund, Hektor, der immerwährende Gefährte auf seinen einsamen Wanderungen im Forste, die er als Knabe unternommen, begleitete ihn. Todtenbleich und halb krank kam er zu uns. Seit vierzehn Tagen ist er hier. Ein heftiges Nervenfieber droht seinem Leben, seit auch der letzte Versuch unsers guten Va=

ters erfolglos geblieben ist. „Sein Sohn habe ja Freunde," hat er ihm sagen lassen, „wozu bedürfe er da noch eines Vaters, dessen Worten er nicht gehorchen möge! Er solle bleiben, wo es ihm gefalle, sein Haus aber solle er bei seinen Lebzeiten nicht mehr betreten!" Ununterbrochene Phantasien schwächen und entkräften Geist und Körper. Des Vaters Fluch raubt ihm jede ruhige Stunde des Bewußtseins! Im Traume fleht er, in seinen Phantasien bittet er um ein vergebendes Wort von den Lippen des Vaters! — —

Ich bin seine Krankenwärterin. Wie sehr ich leide, muß ich ihm zu verbergen suchen. Nur mein Anblick, meine unauslöschliche Liebe erhalten ihn noch am Leben und versüßen ihm bisweilen die wenigen Augenblicke, die ihm das Fieber vergönnt. — Gestern wünschte er Dich zu sehen und zu sprechen. — Mit Heftigkeit sprach er, die ganze Nacht wachend, träumend, phantasirend von Dir. Darum, Bruder, komm! Dein Freund, Deine Schwester bittet und fleht Dich darum. — Eile schnell in meine Arme! — Wer mag wissen,

wie lange Du den Freund noch um Dich haben kannst! — Der Arzt fürchtet für sein Leben, wenn nicht die Seele beruhigt werden kann. — Nochmals bitte ich Dich, eile! — Vielleicht bringst Du Trost, Hoffnung und Leben! — Eben jetzt ruft er wieder Deinen Namen — er faßt meine Hand! — ach! — er küßt sie — im Wahne, es sei die seines Vaters! — Bruder, ich muß aufhören — meine Hand zittert, mein Auge schwimmt in Thränen. — Lebe wohl, und komme schnell an die Brust

Deiner jammernden Schwester

Luise.

Wie vom Donner gerührt stand Heinrich. Kaum vermochte er es zu denken, daß das Gelesene Wirklichkeit sei. Halb träumend traf er Anstalten zu einer schleunigen Abreise. Eine unruhige, halb durchwachte Nacht verging, und Träume führten ihn in's väterliche Haus, zeigten ihm den unglücklichen Freund und die weinende Schwester. — Nicht viel ruhiger wurde der kommende Tag verlebt, und frohlokkend vernahm er endlich den Glockenschlag,

der ihn aus der dumpfigen Enge der Stadt der Heimat entgegenführen sollte.

Die Sonne war schon längst untergegangen, als Heinrich allein in dem geräumigen Postwagen die Universitätsstadt verließ. Im Westen schimmerte noch ein verlöschendes Abendroth, fahl, wie die Blätter der Buchen, die der Herbstwind auf das dürre, vertrocknete Gras streut. Hell und kalt zog die Nacht herauf; das erste Viertel des Mondes schwebte still am glänzenden Sternenhimmel und warf seine Strahlen auf die öde, beschneite Landschaft. —

Lange Zeit beobachtete Heinrich das Flimmern der unzähligen Sonnen, lauschte dem Flüstern des Windes im bereiften Riedgras und fuhr erschrocken durch den eintönigen Ruf des Posthorns auf, wenn ein leiser Schlummer seine müden Augenlieder beschlich. Endlich erlag der Körper den Anstrengungen der letzten unruhigen Tage, und ein todtenähnlicher Schlaf befiel den müden Reisenden; aber nicht zu seiner Erquickung. Die im Schlummer entfesselte Einbildungskraft stellte das jüngst Erlebte

in schauerlichen Bildern vor sein inneres Gesicht, und hüllte Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in das pseudo-prophetische Dunkel eines furchtbar düsteren Traumes. —

Ihm däuchte, eine unsichtbare Gewalt raffe ihn von der Erde hinweg, und führe ihn an einer klirrenden Kette, geflochten aus den Schlacken zertrümmerter Sonnen, durch die Welten. Sein zitternder Fuß schwebte über gigantische Felsen dahin, unter ihm die heulenden Wogen des sturmdurchwühlten Meeres, um ihn das höhnende Gelächter der rasenden Windsbraut, über ihm der wirbelnde Tanz lodernder Sonnen. Auf den weinenden Gewässern schwammen bleiche, lächelnde Kindergesichter, in deren Augenhöhlen eine blutige, zuckende Muskel rollte, und unaufhörlich perlten Thränen aus den wunden Liedern und die perlenden Thränen wuchsen an den Wangen als blühendes Moos an, das von den wimmelnden Meerschnecken abgezehrt ward. — Immer noch lächelten die bleichen Gesichter, da durchzuckte ein flammender Blitz die irrenden Welten, und vor dem verschlingenden Auge des beben-

den Wanderers stieg in unendlicher Ferne der dampfenden Nacht ein blutig Gewölk auf, gestaltet wie eine grausenerregende Riesenhand. Ihre Finger waren durchsichtig und gegliedert wie der Rücken grasender Feldraupen, und in den durchsichtigen Fingern zuckten die Seelen der kommenden Geschlechter. Langsam erhob es die bohrenden Fühlhörner zu den brennenden Sonnen, durchschnitt die Bahnen kreisender Planeten, und aus den sich spaltenden Enden troffen blutschüttelnde Lockenkometen und leuchteten mit furchtbaren Flammen durch die rollende Erde. Da schlug der Puls des Weltalls schneller und immer schneller; ein wieherndes Erdbeben zerriß die Eingeweide der Welten, und die blutige Hand zeigte am nachtschwarzen Zifferblatte der Ewigkeit — keine Zeit, keine Stunde mehr an! — Ein gellender Schrei zitterte von Aufgang gen Niedergang, und der weithallenden Weltuhr donnnernder Perpendikelschlag verstummte und eine hohle Stimme, tönend wie das Gebrüll stürzender Lawinen, rief aus der Tiefe der erdenrollenden Schlünde der Gewässer: Ich komme zu

prüfen! — Da erbebte die Erde noch einmal, bäumte sich röchelnd empor und zertrümmerte! Nur der zitternde Fels, auf welchem der einsame Wanderer schwebte, stand noch. Langsam senkte er sich jetzt gegen die Tiefe, und der brandende Ocean schlug ihn mit silberner Geißel. — Er berührte den Mund der Gewässer, — da bäumte sich eine blutig geschuppte Schlange aus dem weiten, wehenden Grabe, und schlang die knirschenden Ringe um die ächzenden Glieder des röchelnden Wanderers. Zwei gaukelnde Augen klotzten aus dem wackelnden Haupte und die ringelnde gespaltene Zunge bohrte sich in des Wanderers klopfende Brust. — Er seufzte, röchelte, rang, krallte die Hände aus nach dem würgenden Ungeheuer, aber sie wurden zermalmt von den gegliederten Enden des grausenden Thieres, und statt quellenden Blutes troffen zerquetschte Menschenaugen aus den zerrissenen Gliedern. — Da erhoben sich im Osten brennende Meteore, und schüttelten ihre flammenden Flechten gegen die Wohnungen der Winde. Eine lodernde Erde rauschte empor und trug zischend die brau-

senden Flammen durch das Chaos der stillstehenden Welten. Sie zuckten, loderten auf und sanken, in Staub und Asche zerfallen, über den ächzenden Wanderer. — Blut quoll aus seiner gebissenen Brust, Blut quoll aus den träufelnden Augen, Blut rann herab an den zermalmten Gebeinen, Blut thaute von der erstarrenden Stirn! — Sein Mark gefror vor wüthendem Schmerze, und an dem wehenden Haare reifte der fallende Schweiß. — Da krümmte sich die noch am Himmel haftende blutige Hand hernieder und schlug die bohrenden Enden in des Wanderers Brust, und riß ihm das wimmernde Herz aus. Zuckend hielt es die Hand über seine thränenden Augen, um die blutende Brust aber sogen sich fressende Krebse fest, die Seelen der Bruder- und Vatermörder und die des Verräthers Judas Ischarioth, und wimmernd mußten sie, gezwungen von der drohenden Hand, das rinnende Blut trinken, bis sich die Wunde wieder schloß, und der Wanderer Linderung seiner höllischen Qualen fühlte. Da sah er wieder auf nach der blutigen Hand, und siehe, aus dem

zerdrückten Herze wuchsen drei weiße Lilien, und berührten seine ersterbenden Wimpern mit kühlendem Thau. Eine der Lilien neigte sich nieder bis zu seinem Munde, und als sie der Hauch der röchelnden Brust traf, verwelkte sie, und schnell schlang sich die zweite um den Stengel der Verwelkenden, und beide flackerten auf in einem weithin leuchtenden, durchsichtigen, weißen Feuer und in der Mitte der erhellenden Flamme stand blühend und gedeihend die dritte, und wuchs hinauf bis zum weltleeren Himmel. Da entzündeten sich wieder die Sonnen des Weltalls und die Monden zogen, lieblich strahlend, herauf; — die zermalmende Schlange aber fiel klirrend, in einzelne verdorrte Ringe aufgelös't, von der hochfliegenden Brust des Wanderers, eine Stimme rief: Du hast die Prüfung bestanden! und — Heinrich erwachte! —

Zwei Nächte und einen Tag verlebte er in diesem gespannten Zustande, in beständigen Sorgen um den kranken Freund. Wollte er auch bisweilen der Hoffnung in seinem Herzen Raum geben, immer sah er die Zukunft

zu düster vor sich liegen, die geistigen Kräfte des Leidenden zu sehr angegriffen, als daß er mit Wahrscheinlichkeit auf einen fröhlichen Ausgang hätte rechnen können. Vor allen aber war es das Bild seiner geliebten Schwester, das sein Herz mit Kummer erfüllte und jede Gemüthsheiterkeit vollends vertrieb. — Leidend und duldend, wie er sie kannte; ergeben, wie sie ihm der erhaltene Brief zeigte, stand sie dem Geliebten als eine treue, unermüdliche Wärterin und Trösterin zur Seite. Ihren Schmerz fühlte der Bruder ganz und theilte ihn; ihr unschuldiges Herz sah er gebrochen, ihr reines, liebewarmes Gemüth durch den härtesten Schlag getrübt, und dennoch wußte er, daß keine Klage über ihre Lippe fließen, kein unchristlicher Schmerz Raum in ihrem tugendhaften Herzen finden werde.

Mit solchen Gedanken sich bald quälend und folternd, bald wieder an den unwahrscheinlichsten Hoffnungen aufrichtend, langte er in der Stadt an, von welcher sein Geburtsort nur wenige Stunden entfernt war. —

Er traf mitten in der Nacht ein; ein kal-

ter Westwind jagte dichte Wolken über die halbvolle Mondscheibe, daß sie bleich und erstorben durch die Nebelmassen schimmerte. — — Wehwetter und Schneegestöber machten die Wege unsicher und ungangbar. Dessen ungeachtet ließ ihn die innere Unruhe nicht rasten. Mit Noth und Mühe erhielt er ein Pferd, das ihn durch die stürmische, kalte Winternacht dem Orte des Jammers zutrug. — Die herrlichsten Hoffnungen hegend, hatte er die Heimat im Schmucke des Lenzes verlassen; das Herz voll Sorgen, die Seele von Kummer darniedergedrückt, kehrte er jetzt, bei strenger Winterkälte, in's Vaterhaus zurück! —

Die Glocke schlug eben 4 Uhr, als er die väterliche Wohnung erblickte. Die Gegend war öde und ruhig, nur ein kalter Wind wehte aus der Thalschlucht, und trieb den Schnee in dichten Wolken am Wäldchen hin, wo der Wasserfall lag. Um den Mittagsberg flatterten zerrissene, leichte Nebel. Durch die Ritze eines Fensters in der obern Etage des Hauses schimmerte der matte Strahl einer einsamen Lampe. „Dort leidet der unglückliche Julius!"

rief Heinrich unwillkührlich aus, und ritt durch den verschneiten Thorweg in den Hof. — Der Hund knurrte, schwieg aber sogleich, als er Heinrich's Stimme vernahm, und kroch liebkosend zu seinen Füßen. Heinrich streichelte das treue Thier, befestigte das Pferd in einem offenen Schoppen, und trat, von den sonderbarsten Gefühlen ergriffen, in die Hausflur.

Drittes Kapitel.

Da ist Fenchel für euch und Agley — da ist Raute für euch, und hier ist welche für mich — ihr könnt eure Raute mit einem Abzeichen tragen. — Da ist Maaslieb — ich wollte euch ein paar Veilchen geben, aber sie welkten alle, da mein Vater starb. — Sie sagen, er nahm ein gutes Ende.

Shakspeare.

Der erste, der Heinrich begegnete, war der alte Konrad; nicht aber mehr jener humoristische, immer heitere Mann — gebeugt und niedergeschlagen begrüßte er den nächtlichen Ankömmling mit einem Seufzer.

„Guten Abend, Konrad," sprach Heinrich, „wie geht es meinem Freunde, wie meiner Schwester, wie meinen Aeltern? — Lebt Julius noch?"

„Ach du lieber Gott," erwiederte der alte Mann, indem er die runzlichen Hände faltete, und die dem Erlöschen nahe Lampe an den Boden setzte, „guter, junger Herr Heinrich, wer hätte das vor einem Jahre geahnt! — Ob

Herr Julius lebt, fragen Sie mich? — Ach ja freilich lebt er, aber" — „Aber?" wiederholte Heinrich; „was ist's denn? Warum zauderst Du, Deinen Gedanken Worte zu leihen? Sprich; ich bin auf das Schrecklichste gefaßt! — Er ist verloren — nicht wahr? vielleicht schon in wenigen Stunden nicht mehr unter den Lebenden?" —

„Ach nein, lieber Herr, nein, das ist es nicht! — O! — Ihre arme, gute Schwester! die fromme Luise! — Ach, wie jammert mich das gute Kind, das fröhliche Mädchen! — Sehen Sie, so sitzt sie Tag und Nacht bei ihm, seinen Kopf in ihren Armen, und — ach! — ich kann's nicht sagen! — Gehen Sie selbst hinauf und sehen Sie mit Ihren eigenen Augen den Jammer. Lassen Sie mich schweigen und gehen." —

Der alte Mann konnte vor Thränen nicht sprechen. Er nahm seine Lampe und ging fort. Heinrich warf Hut und Mantel ab und eilte, doch vorsichtig und ohne Geräusch, die Treppe hinan in das Zimmer des unglücklichen Kranken.

Julius saß in Unterkleidern schlummernd auf dem Sopha, neben ihm Luise, seine Rechte haltend. Auf des Kranken Schoos lag eine Guitarre, das einzige Instrument, welches ihm die letzte Zeit über die trübsten Stunden erheitert hatte. Nahe am Ofen schlummerte die Mutter in einem Armstuhl; vor ihr auf dem Tische lag eine aufgeschlagene Bibel, in welcher der Vers des Psalm „Rufe mich an in der Zeit der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen“ angezeichnet war. Ihr zur Seite saß die alte Martha an der Wiege des kleinen Wilhelm, und murmelte leise ein Lied. Die einzige Lampe verbreitete einen düstern, trüben Schein in dem geräumigen Gemache, und gab dem Zimmer etwas Schauerlich-Anziehendes.

Zaudernd blieb Heinrich an der Thüre stehen. Luise winkte ihn zu sich. Behutsam näherte er sich dem Schlummernden, und setzte sich neben die Schwester. Die Mutter schlummerte fort, ohne ihn zu bemerken, und auch Marthen hatte der Schlaf übermannt.

Den Kopf vorwärts gebeugt, ruhte er auf dem Arm des Stuhles.

„Ach, lieber Bruder,“ begann Luise, „Du kömmst zu einem traurigen Anblicke; denn noch Schlimmeres, als Dir mein Brief meldete, hat sich ereignet. Kurz nach Abgang desselben versuchten die Aerzte alle Mittel, die ihnen Kunst und Erfahrung an die Hand geben mochten, um die Heftigkeit des Fiebers zu vermindern, und dem Gequälten mehr geistige Ruhe zu verschaffen. Plötzlich wich in einer der letzten Nächte das Nervenfieber, die Phantasieen verminderten sich, oder wurden doch wenigstens sehr heiterer Art. — Er sprach von Vergebung, rufte seinen Vater zu wiederholten Malen und lächelte. — Plötzlich fuhr er im Traume wild auf und rief mit offenem, starren Auge: „„Du willst nicht? Bin ich nicht schon unglücklich genug? — Nimmst Du Deinen Fluch nur von mir, um mich wieder in Ketten zu legen?““

„Ermattet sank er nach diesen Worten wieder zurück, und ein sanfter Schlummer umfing ihn mehrere Stunden. Endlich erwachte

er, wie es schien, neu gestärkt. Das Fieber hatte ihn, wie gesagt, ganz verlassen, aber ein irrer Blick seiner Augen wurde bemerkbar. — Er sprach ganz ruhig und heiter mit mir und den Aeltern von Dir und den im vorigen Jahre glücklich verlebten Tagen, und spielte auf der Guitarre. Sein Spiel bestand aber aus ganz eigenthümlich schwermüthigen Tönen. Dazu sang er Lieder, die ich noch nie von ihm gehört hatte; sie glichen Bruchstücken aus alten Balladen. Auf meine Frage: woher er die Lieder habe, warf er die Guitarre weg, sah mir starr in die Augen, lächelte dann und sprach:

„„Das ist ja mein Sterbelied, kleines Püppchen, Meister Kilian hat den Text dazu gemacht, und Shakspeare ist der Componist!““

„Dann griff er von Neuem zum Instrumente, sang Lieder von einem guten Vater und einem armen, kranken Sohne, von Fluch und Vergebung, — Alles ohne Ordnung und Zusammenhang bunt durch einander. Dabei blieb er aber meistens ruhig, war und ist freundlich, spricht viel und gern, aber oft oh-

ne Sinn und Zusammenhang; — denn ach! — die herrlichsten, geistigen Anlagen sind zerstört; — Julius ist wahnsinnig!" — —

Sie hatte die letzten Worte nur leise flüsternd gesprochen, und verbarg ihr Gesicht schluchzend in die Kissen des Sopha.

„Arme Schwester!" sprach Heinrich. „Also doch wahnsinnig! — O, es ist fürchterlich, unaussprechlich grauenvoll! Sagte er's nicht, ehe er mich verließ, in gräßlichem Seelenjammer seinen Schmerz in die finstere Nacht hinausweinend: „„Heinrich, wahnsinnig möchte ich werden!"" — O des unseligen Glaubens, des noch unseligeren Wahnes!" — —

Julius hatte während dieses Gesprächs ruhig fortgeschlummert. Seine etwas langen Haare verdeckten zum Theil sein Gesicht. — Die Stirn war weiß, wie Alabaster; alle Farbe war aus seinen, sonst wie Maienrosen blühenden Wangen gewichen. Die Augen lagen tief in ihre Höhlen zurückgetreten und waren halb geschlossen. Er bewegte von Zeit zu Zeit die Lippen, als ob er sprechen wolle, und schrieb mit der linken Hand phantastische

Zeichen in die Luft. Ein feines, aber schmerzliches Lächeln spielte um den halb offenen Mund, und flog bisweilen über sein ganzes, bleiches Antlitz, wie Sonnenblicke über eine Winterlandschaft. — Einzelne Thränen rollten aus den halbgeöffneten Augen, und zitterten an den blonden Wimpern wie Regentropfen am Rohrdach ländlicher Hütten. Schweigend, das Herz von Wehmuth überfüllt, betrachtete ihn Heinrich — da ergriff Julius die Hand des Freundes, drückte sie an die Lippen, richtete sich auf, und sprach in halbwachem Traume:

„Ja, Vater, Du hast mir vergeben, nicht wahr? — Bin ich nun wieder Dein Sohn? — Aber, was soll der frostige Blick? — O, hinweg mit diesem seelenlosen Auge! — Lasse das Herz sprechen, wenn sich Dein Mund öffnet. — — — — Ach, wie bist Du ein so guter Vater! — Nicht wahr, nun mag ich wieder mit Dir in der Lindenlaube sitzen und Dir erzählen und vorlesen? — — Was ist das? — Ist es denn schon Winter? — Hu! — Was für ein kalter Hauch aus Deinem Munde weht! — und ach, wie verzerrst

Du Dein Gesicht! — — Wie? — Immer noch nicht versöhnt! — Willst Du denn nie vergeben? — — Ha! — Immer hetze Deine Hunde, — mir thun sie nichts — komm, Hektor, komm! — Ehrliches Thier! Wie garstig sind deine Ohren bewachsen! — Der Vater hat dich wol nicht mehr gekämmt? — Komm mit, Hektor, Luise wird dich streicheln. — O, wie gut ist doch ein Hund! — — Nun gute Nacht, Vater! — Hörst Du, wie der Nordwind um die Ecke saust? — Fühlst Du, wie er in Deinen grauen Locken wühlt? — Da muß ich nun hinein! — Friert Dich nicht, guter, alter, armer Mann? — Gute Nacht, Vater! Gib mir einen Kuß, — noch einen. — Du wendest Dich von mir? — Ach! — Gute Nacht, Vater; — der Wind ist kalt; Schnee fällt vom Himmel herab — die Wölfe heulen — hu! — Siehst Du dort die beiden Gräber im Mondschein — und das schwarze Kreuz darauf mit dem grünen Kranze, und die schwarze, verhüllte Gestalt daneben? — Siehst Du, wie sie weint? — Nun, Gott befohlen! Dein Grab ist finster. — Wie

das Gras nickt! — Es schlägt zwölf, — ich will schlafen. — Gute Nacht, Vater!" —

Er drückte Heinrich's Hand, und ward durch die Erwiederung des Druckes vollends munter. — Unstätt irrten seine Augen im Zimmer umher und blieben endlich auf der Gestalt des Freundes ruhen.

„Ach, bist Du da, Saul?" rief er aus; „Du mußt aber keine so traurigen Gesichter schneiden — mein Vater hat mir ja vergeben! — Soll ich Dir die Grillen wegsingen? — Gib mir die Harfe." —

Unwillkührlich griff Heinrich nach der Guitarre, reichte sie ihm und sprach: „Kennst Du mich nicht mehr, Julius? Ich bin Dein Freund Heinrich!" —

„Du! Heinrich? — Ja sonst hatte ich wol einmal einen Freund dieses Namens, aber seit ich das Vaterhaus ganz habe verlassen müssen, und von den Musen Abschied genommen habe, sind alle Freunde von mir gewichen. — Aber, horch, Saul, und dann sei lustig, und lache und springe und tanze!" —

Er ergriff die Guitarre, präludirte einige

Sekunden äußerst rein, aber in ganz eigenthümlichen, charakteristischen Tönen. Alsdann sang er mit flehender, herzenschmelzender Stimme folgende Strophen:

„War einst ein Vater fromm und gut,
Der hatt' einen kleinen Sohn;
Der pflückte wohl gern Vergißmeinnicht,
Band Straus und Kranz davon.

Doch als der Knab' ein Jüngling ward,
Das Schwerdt mit der Leier vertauscht,
Da gab ihm der Vater seinen Fluch,
Und des Lebens Bächlein verrauscht.

Der Sohn klopft an des Vaters Thür,
„„Nimm,““ spricht er, „„den Fluch nur zurück!““
Der aber ist taub, hetzt fort den Sohn,
Und zu Grabe jagt er sein Glück! —

Nun sitzt der Sohn in der Kammer allein,
Ist zwar noch immer sein Kind,
Allein der Verstand ist seicht und irr —
Er ist krank, wahnsinnig und blind!“ —.

Heinrich vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten, als er den Freund sein eigenes Schicksal mit lächelnder Miene singen hörte. —

Julius legte das Instrument bei Seite, und sprach:

„Nicht wahr, der Sohn war ein rechter Narr, daß er sich aus einem einzigen Worte so viel machte? — Aber freilich, das Wort brachte ihn nicht um den Verstand, sondern derjenige, welcher es sprach! — Hast Du denn schon von der Geschichte etwas gehört, Heinrich oder Saul, wie Du heißen magst? — Es ist eine höchst alberne Geschichte; man sollte sie gar nicht unter die Leute bringen — das macht böses Blut! — Siehst Du, die Welt ist Dir jetzt ein Ding, wie ein alter Käse, — die Menschen rumoren und purzeln durch einander wie die Maden. — Pfui! — Am beßten ist's, man kümmert sich nicht um sie, wenigstens wollte ich Dir rathen, keine Zeitungen mehr zu lesen — sie stinken alle!" — —

Er schwieg einige Augenblicke, nahm die Guitarre dann wieder zur Hand, that einige Griffe in die Saiten und sang:

„Sind die Kinder groß,
An Jahren reif,
Laßt sie, Mütter, vom Schoos,
Sonst werden sie steif!

Und streben sie nach hellerem Licht,
Laßt sie gewähren, hindert sie nicht!
Sonst rufet die Welt ein jammernd Ach! —
Der Genius stirbt, das Herz wird schwach.

Murmelndes Bächlein, wo fließest du hin? —
Nimm mich mit dir, — im Leben ist doch kein Sinn!"

„Das ist auch ein Lied, welches die Censur nicht passirte," sprach der Kranke, mit dem Gesange innehaltend. „Es leitet seinen Ursprung aus der neuesten Revolution her. — Du glaubst gar nicht, Heinrich, wie unendlich weit die Menschheit seit einem halben Jahrhundert vorwärts geschritten ist. — Anno 1798 sang man nur ça ira, ça ira, ça ira! — Das war ein schlechtes Lied! ein blutiges Lied! — Jetzt hat man schon mehr Methode in die Revolutionen gebracht, und die Lieder sind geistigeren Inhalts. — Man will den Aeltern weiß machen, daß es gut sei, den Kindern, sobald sie zu denken angefangen haben, ihren Willen, ihre Meinung zu lassen. — Das ist dumm, sehr dumm! — Wenn wir diese Maxime befolgen wollen, so gehen keine zehen Jahre in's Land, und die Erde wird mit einer solchen Masse junger Klugheits-

pilze übersä't, daß man nicht mehr zu gehen weiß, und bei jedem Worte auf's Maul geschlagen wird; ja es wird sogar in Kurzem so weit kommen, daß Vater und Mutter nicht mehr behaupten dürfen, im Winter sei's kalt, und im Sommer warm, wenn sie nicht durch die Schlüsse von zehn jungen Schreihälsen vom Gegentheil überführt werden wollen. Und es ist nichts leichter, als einen solchen Beweis zu führen, da unsere weisen Metaphysiker die Logik so auf die Spitze zu stellen vermögen, daß sie entweder bald auf ewig untergehen, oder nothwendiger Weise gen Himmel fahren muß. — Nimm einmal an, sie wollten obigen Satz beweisen, so dürfen sie nur etwa sagen: „Wer behauptet, der Winter sei kalt, und deshalb blieben alle im Winter geborne Kinder Zeitlebens auch von Herzen kalt, der ist ein Lügner, also hat er gelogen, also ist der Winter nicht kalt." — Ich bitte Dich, werden denn alle Leute gegen diesen zwar radical ganz falschen Schluß etwas einzuwenden haben? — Die Aeltern hören's, zehn Kinder behaupten's, und die Aeltern vermögen ihre Behauptung lo=

gisch nicht zu widerlegen, und müssen sich am Ende zufrieden stellen, und, wenigstens stillschweigend, zugeben, daß der Winter kalt sei; — nun und dann wird der andere Beweis, daß der Winter warm sei, den jungen Logikern nicht sehr schwer fallen. Ich sage Dir, Heinrich, es ist jetzt eine heillose Zucht auf den Schulen; jeden Menschen, dessen Physiognomie noch so halbweg in's Adamsgeschlecht einschlägt, will man zum Philologen oder Philosophen ex professo machen. Man könnte schier den Verstand darüber verlieren! — Ich weiß hierüber ein recht hübsches Liedchen, wo wirklich durch eine solche alberne Zumuthung der Grund zum nachherigen Unglück eines sehr hellen Kopfes gelegt wurde. Die Geschichte hat sich zur Zeit der Reformation zugetragen, so viel ich weiß, und das Lied ist daher nicht in den ausgesuchtesten Redensarten abgefaßt. — Wenn Du zuhören willst, bin ich erbötig, es Dir vorzusingen; denn's klingt Dir ganz pudelnärrisch." — Er nahm die Guitarre wieder vor, spielte und sang:

„Auf einer Schul' im deutschen Land,
Berühmet weit und breit,
Ein Lehrer im Katheder stand,
Befangen in Zank und Streit.

Ein Schüler sollte Verse bau'n,
Nach Sappho und Homer,
Mit Griech'schem Magen Wurst verdau'n;
Das fiel ihm, traun, zu schwer! —

Er nahm die Verse, zornentbrannt,
Streut sie zerfetzt rundum,
Und spricht zum Lehrer dann gewandt:
„Bist doch, wie 'ne Wurst, so dumm!"

Das fuhr dem Mann in die Perück',
Er ruft den Rath zusammen,
Und Rath und Lehrer Stück für Stück
Den Schüler drauf verdammen.

Der machte sich auf und davon,
Doch, weil ihn der Kitzel stach,
Fing er dem Schulmann an zu droh'n,
Und ach! — sein Glück zerbrach! —

Der grimme Mann verfolgt ihn baß,
Wohin er immer kam,
So daß ihn endlich toll und blaß,
Der Tod in die Arme nahm!" —

So trieb es der arme, wahnsinnige Julius den ganzen Tag. Ohne Aufhören sprach er über gelehrte und politische Gegenstände; in allen seinen Reden war ein gewisser Tact und Sinn, aber seltsam mit Wahnsinn gemischt. Jedes seiner Worte zeugte noch von Nachdenken und einem großen, aber leider zerstörten, Geiste. Bisweilen hätte ein weniger mit ihm Bekannter wol glauben können, er sei völlig bei Verstande; allein unvermuthet brach oft die wild lodernde Flamme des Wahnsinns mitten im ruhigsten Gespräche hervor, und es ward immer wahrscheinlicher, daß jede Hoffnung auf Genesung gänzlich verloren sei. Dabei aber blieb der Kranke meistens ruhig und auch ziemlich froh und heiter. — Es gab Stunden, wo er sich mit Heinrichen, den er nach und nach völlig erkannte, und Luisen, wie früher, über poetische und künstlerische Gegenstände überhaupt unterhielt. — Er las mit Aufmerksamkeit und sichtbarer Theilnahme seinen Liebling, den Shakspeare, und Schiller und Göthe bereiteten ihm noch manche frohe Stunde. —

Die Guitarre war seine stete Gefährtin. Täglich sang er Lieder in ihr Spiel, die er meistens aus dem Stegreif dichtete. — In lichten halben Stunden schrieb er an seinem Tagebuche, das er wohl verwahrt immer bei sich trug, und selbst Heinrichen nicht erlaubte, einen Blick in dasselbe zu thun. Fast täglich las er einige Seiten daraus immer wieder von Neuem, wobei sich eine tiefe Wehmuth seiner bemächtigte. Allen Fragen Heinrichs sowohl, als Luisens über diesen Gegenstand suchte er auszuweichen; nur so viel leuchtete aus einigen von ihm hingeworfenen Worten hervor, daß es Herzensergießungen aus glücklichern Tagen seien. Umsonst bat Heinrich den Freund, es ihm zu zeigen; er verweigerte es hartnäckig, bis endlich ein Zufall ihm diese Blätter in die Hände spielte.

Viertes Kapitel.

Hamlet.

— — — O es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehen und von Andern preisen hören, und das höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten, und so stolzierten und blökten, daß ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht und sie wären ihm nicht gerathen; so abscheulich ahmten sie die Menschheit nach.

Schauspieler.

Ich hoffe, wir haben das bei uns so ziemlich abbestellt.

Hamlet.

O stellt es ganz und gar ab!

Shakspeare.

Wie sich in allen tieferen Gemüthern die Freude sowohl, als der Schmerz nicht durch überlaute Ausrufungen und grimassenartiges Geberdenspiel offenbart; so auch bei Luisen. Sie verrichtete wie ehemals täglich mit ruhiger Gelassenheit ihre häuslichen Geschäfte. Sie

war freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, klagte nie mit lautem Weinen über den jammervollen Zustand ihres heißgeliebten Julius und suchte sogar so viel möglich Freude und Heiterkeit in das jetzt so trübe Haus zu bringen. Ihre natürliche Fröhlichkeit war allerdings gewichen; der heitere Scherz, welcher sonst so anmuthig in ihren Gesprächen spielte; das schalkhafte Lächeln, womit sie so leicht jedermanns Herz zu gewinnen wußte — diese beiden Begleiter ihres früheren Lebens waren größtentheils verschwunden oder hatten sich doch weit in die Ferne verloren. — Ein mit dem Menschenherzen wenig Vertrauter würde sie vielleicht kalt und gefühllos gescholten, oder ihr wol gar die edle, reine Weiblichkeit abgesprochen haben; wer aber die verborgenen Schriftzüge des Auges zu lesen vermochte, dem entgingen ihre tiefen, unaussprechlichen Seelenleiden nicht. —

Nur selten verließ sie ihren Julius, ertrug seine sonderbaren Gespräche und Grillen mit einer beispiellosen Gelassenheit, und freute sich der lichten Augenblicke, in denen sie

sich wie in den Zeiten der ersten, glücklichen Liebe mit ihm unterhalten konnte. — Der Zustand des Kranken blieb fast immer derselbe. Er verlangte nach nichts, als der Guitarre, dem Shakspeare, Schreibmaterialien und der Gesellschaft seiner Luise und Heinrichs. Diese durften ihn nur selten verlassen. Am heitersten und geistig freiesten war er in den frühesten Morgenstunden, bis nach Aufgang der Sonne.

In solchen helleren Stunden knüpfte er dann wol, wie er auch früher zu thun pflegte, ein Gespräch über die wichtigsten Fragen des Lebens an. — Er interessirte sich noch immer heftig für den Lauf der politischen Dinge in der Welt, und obgleich ihn Niemand zum Lesen der Zeitungen bewegen konnte, indem er dann jedesmal unwillig und mit rollendem Auge sprach: „die schreibt Nero!" so hörte er es doch gern, wenn ihm Heinrich die wichtigsten Puncte aus denselben mittheilte. — Am liebsten jedoch beschäftigte und besprach er sich über Gegenstände der Kunst, und seine größte Freude war es, wenn er mit Heinri-

chen und Luisen eine Unterhaltung über Charaktere zur Sprache bringen konnte. Rührend war es dann wohl anzuhören, wenn er von Charakterhaltung des Wahnsinnigen im Drama zu sprechen begann, und mit einer bewundernswürdigen Beredtsamkeit, mit einer Klarheit, die einen seiner Seelenkräfte zu jeder Zeit mächtigen Mann als großen Menschenkenner gezeigt haben würde, die Hauptpuncte scharf hervorhob. In der Regel sprach er über die genannten Gegenstände nur in Beziehung auf künstlerische Darstellung. —

„Heinrich," begann er eines Morgens, „sage mir einmal, wie Du Charakter definiren würdest?" —

„Das ist eine sonderbare Frage," antwortete dieser, „die sich so aus dem Stegreif schwerlich genügend beantworten lassen möchte. Doch warte, — hier fällt mir ein Ausspruch Goethes ein. — Dieser sagt nämlich in Wilhelm Meister's Lehrjahren: „die Geschichte des Menschen ist sein Charakter," und wiederholt diesen Ausspruch in der italienischen Reise mit der kleinen Veränderung, daß er die

Worte „die Geschichte" in die „das Leben ꝛc." umwandelt. Dieser letztere Ausspruch scheint mir noch besser gewählt zu sein, und da ich auf Deine Frage in der Schnelligkeit keine genügendere Antwort zu geben weiß: so nimm diese als einstweilen, als wenigstens zum Denken anreizend hin!"

„Du hast Recht," erwiederte Julius, bei dem auch der fernste Schimmer des Wahnsinns gewichen war, „jener Goethesche Ausspruch ist nicht ohne tiefe Wahrheit. Wollen wir aber den Charakter in Beziehung auf die Darstellung im Drama, wo er sich doch nicht blos in der Handlung selbst, sondern auch in Sprache, Nuancirung derselben, ja sogar in jeder an und für sich unbedeutend und gleichgiltig scheinenden Miene offenbaren muß; so würde ich doch noch eine Aenderung für nöthig halten."

„Und welche Definition schlägst Du denn als annehmbar vor?" fragte Heinrich.

„Ich will meinem Ausspruche gar nicht den Namen einer Definition beilegen, ich möchte sonst von den Logikern gar zu sehr in's Ge-

bet genommen werden," erwiederte Julius lächelnd; „ich gebe meinen Worten blos den Namen eines Ausspruches und sage demnach in Beziehung auf die Darstellung im Drama: der Charakter ist die sichtbare Seele des Menschen, oder, wenn Dir dies einleuchtender scheint: des Menschen geistiges Ich, unwillkürlich in die Welt der Erscheinungen tretend."

„Warum fügst Du denn noch ein „Unwillkürlich" hinzu?" fragte Luise.

„Das ist unumgänglich nothwendig, mein gutes Kind, — bist Du mir denn noch gut, Luise?" — fiel er plötzlich, von seinem Gegenstande abirrend, ein, und wie die schönste und fernste Aussicht auf einmal durch das schnelle Aufsteigen einer finstern Gewitterwolke getrübt wird; so flatterte ein Schatten des Wahnsinns durch den hellen Geist des unglücklichen Julius. — „Die Leute sagen, ich sei nicht recht bei Verstande! — Ist's denn wahr, Luise? — Heinrich? — Sprecht nein! — Denn" — hier nahm er rasch die Guitarre,

griff reißend in die Saiten und sang mit hell tönender Stimme:

„Mein Kind, mein Kind, es dampfet die Au
Um die Thürme flattern die Wolken grau.
Die Kinder weinen, es beten die Leut'
Und schauen mit sehnenden Blicken weit,
Weit weit hinaus in die Fernen
Nach den nebelumhangenen Sternen.
Sie beten mit frömmelnd geheuchelter Ruh
Und fluchen doch in der Seele dazu! —"

„Ich sage euch, es ist eine Lüge, eine garstige, häßliche Lüge! — Die Räsonneurs haben alle Disteln gefressen; — es bringt sie nichts besser zum Schweigen, als eine halbe Unze Staub vom Blatte des Wegrichs!" —

„Julius," unterbrach ihn Luise, „Du kommst ganz von Deinem Thema ab — Du wolltest mir ja beweisen, daß das „Unwillkürlich" in Deiner Definition nöthig sei."

„Ja, Du hast Recht, das wollte ich, wiewohl ich alles Beweisen für überflüssig erklären würde, wenn mich Fürsten zum Landtagsdeputirten und Schulleute zum Beisitzer einer Schulcommission beriefen, indem sich da alles ohne Beweis von selbst versteht. — Das sage ich

aber nur so nebenbei, so im Vorübergehen — die jetzige Welt nennt es lieber „en passant“, weil das schöner, feiner, fremder und — freier klingt, denn 's ist ja — französisch! — Doch lassen wir das. Ich wollte Dir nur sagen, daß, wer in der Welt sein Glück machen will, den Mund recht mit französischen Luftbonmots laden und seine Dose mit Pariser Schnupftaback füllen muß. Noch besser aber ist es, wenn die Dose selbst in Paris gekauft wurde; — man bekommt dann sogleich einen doppelt starken Freiheitsgeruch!“ —

Er schwieg und fuhr nach einer langen Pause ganz ruhig und mit der tiefsten Besonnenheit fort:

„Luise, das „Unwillkürlich“ füge ich deshalb hinzu, weil ich bis jetzt noch Niemanden gekannt habe, der nicht einen Makel in seinem Charakter aufzuweisen gehabt hätte. Nun will aber doch Jedermann gern das Abstoßende vor den Leuten zu verbergen suchen und sich immer in dem besten Lichte zeigen. Allein, wird er bekannter mit uns oder reißt ihn das Feuer der Beredtsamkeit zu einem ge-

wissen Sich gehen lassen hin; so treten alsbald auch diejenigen Seiten des Charakters hervor, die er so gern immer verborgen gehalten hätte, wie denn schon das Sichgehenlassen selbst eben kein Vorzug genannt werden möchte. — Mit Absicht wird wol Niemand seine Mängel offenbaren oder sie gar wie einen Orden auf der Brust zur Schau tragen, außer etwa derjenige, welcher in der Verworfenheit und dem Verhöhnen aller Moralität einen Ruhm sucht, das heißt, der Bösewicht aus Grundsatz!" —

„Du würdest am besten thun, Julius," sagte Heinrich, „wenn Du uns irgend Jemanden aufstelltest und an diesen den Maasstab legtest, nach welchem er Seiten seines Charakters im wirklichen Leben, wie im künstlich wiederholten auf der Bühne gemessen werden muß."

„Mit Vergnügen wollte ich dies thun," erwiederte Julius, „wenn es uns nicht gar zu weit führen würde. Deshalb will ich nur von der Charakterhaltung im Drama noch ein

Wort sprechen und mir als Gegenstand den Wahnsinnigen erwählen."

Hier schwieg er einige Minuten still, hielt die linke Hand schief wie ein Schirmdach vor die Stirn, als sänne er über etwas nach, warf den Blick irrend im Zimmer umher und ließ ihn endlich auf der nicht fern von seinem Lager brennenden Leuchte haften. — Heinrich, welcher hinter der Lampe saß und nur mit Mühe einen Seufzer über des Freundes Wahl unterdrücken konnte, bildete an der Wand des Zimmers einen höchst auffallenden Schatten. Rumpf und Kopf beinahe in eins verschmolzen, erschienen als ein unförmlicher Klumpen, und als er sich plötzlich, um den Kranken genauer zu betrachten, herumdrehte, sonderte sich zwar der Kopf als ein besonderer Theil des Körpers von dem übrigen ab, allein ohne einen proportionirlichen Schattenriß zu geben. — Die Nase war eine halbe Elle lang, der Kopf platt gedrückt, die Lippen hingen als große Wülste herab und das Kinn ragte hervor wie eine Schaufel oder der Ausguß einer Dachrinne; — kurz, der ganze

Schatten bildete eine höchst lächerliche Karrikatur.

Laut auflachend begann Julius: „Ich bitte Dich um alles in der Welt, Heinrich, bleibe nur noch eine Minute in dieser Stellung. Dein Schatten dort an der Wand gewährt mir ein unbeschreiblich großes Vergnügen. Es ist das leibhaftige Abkonterfei aller nur möglichen Charaktere nach der Zeichnung der meisten unserer neuern Poeten. — Ihre Helden sind grade so gequetscht, wie dort Dein Kopf, ihre belehren-wollenden Philosophen oder sonstigen Leute dieses Schlages haben gerade eine so lange Nase, wie die Deinige dort an der Wand, so daß sie sich immer selbst daran stoßen, wenn sie Jemanden vor dem Anstoßen warnen wollen. Ihre Sentenzen, Sinnsprüche und treffen sollenden Witze sehen aus, wie Dein Kinn, oder richtiger, sie geben blos dasjenige, was aus einem Dinge von der Gestalt einer Dachrinne zu laufen pflegt, — Wasser, Regenwasser, manchmal noch dazu recht schmuziges, oder gar abgestandenes, stinkichtes, faules, und ihre ganzen Werke sind eben so unförm-

lich oder formlos, als Dein Schatten im Ganzen." —

Heinrich mußte über diese Vergleichung seines Freundes lachen und selbst Luise konnte nicht umhin, eine lächelnde Miene zu ziehen.

„Man hat jetzt eine ganz eigenthümliche, neue Methode erfunden," fuhr Julius fort, „Charaktere für die Bücher zu zeichnen. Von dem Grundsatze ausgehend, durch Hervorbringung von Effect Leute zu locken und durch Uebertreibung die Verdauungskräfte der dritten Gallerie zu befördern, scheint es unsern Künstlern, producirenden sowol als reproducirenden, gar nicht mehr um die Kunst zu thun zu sein, noch auch über die Gränzen derselben hinauszugehen, oder vielmehr gar nicht erst hineinzukommen, wenn sie frech genug sind, das Unnatürlichste für Natur, das Kunstloseste und Gekünsteltste für Kunst auszugeben. — Freiwillig opfern sie den Namen eines Künstlers, d. h. der das Göttliche sebst in das Leben zu tragen sich bemüht, dem Beifallsgeklatsch schwielfäustiger Zuschauer auf. Daher lassen sie ihre Personen auf der Bühne wahre

Bärentänze aufführen und bemühen sich, ihnen Affenphysiognomien zu geben, um aus ihren Beuteln Goldwäschen zu machen. — Mir sind die Leute in den Tod zuwider. Die Kunst darf nicht nach Brod gehen, eben so wenig, wie der Weise auf den Dank der Menge Anspruch machen soll. — Die Schauspieler lassen es nun ihrer Seits an einer größtmöglichen Vervollkommnung der ihnen zugetheilten seltsamen Charaktergebilde auch nicht fehlen, — und da zerrt sich denn die verliebte Schöne wie ein junges Kätzchen, das die 9 Tage der Blindheit noch nicht durchlebt hat. Der Kopf dreht sich wie Windmühlenflügel beim Wirbelwinde. — Die Komiker sind jetzt ganz und gar zu Possenreißern geworden; ihr komisches Lächeln gleicht auf ein Haar dem Mäckern der jungen Ziegen, — und nun vollends gar die Helden! — Ihre Rollen sind gleich so eingerichtet, daß sie nur eine leidliche Declamationsübung abgeben können. Damit aber ja der Effect nicht fehlen möge, so suchen die Darsteller solcher charakterlosen Charaktere die Kraft ihres Organs zu gebrauchen, und machen dann ei-

nen Spectakel „auf den Brettern, die die Welt bedeuten,“ daß unser seliger Schiller im Grabe keine Ruhe finden würde, wenn es ihm vergönnt wäre, die Tollhäuslereien von dort her mit anzusehen, und Jedermann angst und bange werden möchte, in einer Welt, die sich so gebehrden soll, zu leben, wiewol heut zu Tage diese Darstellung hie und da noch etwas Wahres haben mag! — Siehst Du, Luise, wenn ich jetzt einen solchen Helden das Maul aufreißen sehe, als wolle er seinen Gegner mit Haut und Haaren verschlingen, die Augen wie einen Automaten verdrehen, mit den Händen wie einen Meilenzeiger nach Ost und West deuten, oder sich gebehrden sehe, als wolle er augenblicklich gen Himmel fahren, und nun zu allem diesen noch seine Stentorstimme höre, hintennach aber das donnernde Beifallgejauchze der Zuschauer vernehme: da möchte ich rasend werden und mir fällt jedesmal Peter Sqenz in Shakspeare's „**Midsummer night dream**“ ein, der auf die Frage Schraub's, der in dem Zwischenspiele „Pyramus und Thisbe“ den Löwen vorstellen soll:

„Habt ihr des Löwen Rolle in Schrift? Ist das, so bitt' ich, gebt sie mir; denn ich bin langsam im Einstudieren," antwortet: „Macht sie nur immer extempore; es ist nichts als Brüllen!" Worauf Zettel, der Weber, einfällt: „Laßt mir den Löwen. Brüllen will ich so laut, daß Jedermann seine Lust daran haben soll. Ich will brüllen, daß der Herzog sagen soll: Noch einmal gebrüllt! Noch einmal gebrüllt!" —

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Was nun den Wahnsinnigen anlangt, so hat man auch eine ganz neue Gattung dieser Unglücklichen aufzufinden gewußt. Die Dichter machen es sich leicht und lassen einen Wahnsinnigen geradeweg Unsinn schwatzen. Der ist nun freilich nicht schwer aufzutreiben und man kann ihn täglich hören, ohne eben erst Wahnsinnige aufzusuchen, aber leider gehört er nur zur Charakterzeichnung des Wahnsinnigen nicht! Reinen Unsinn wird der wirklich Wahnsinnige nur höchst selten sprechen! — Man gehe nur seinen Worten auf den Grund und es

wird sich ergeben, daß in denselben meistens ein gar tiefer Sinn verborgen liegt." —

„Der Wahnsinnige ras't nicht, — das thut nur der Tolle, und auch dieser nicht immer; der Wahnsinnige ist witzig, treffend und scharfsinnig in seinen Antworten, oft geistreich, zum mindesten höchst originell! — Es ist nicht zu läugnen, und die Erfahrung bestätigt es, daß der Wahnsinnige oft alte Lieder singt, oder wol gar selbst welche dichtet, wie denn auch der Dichter aller Dichter und aller Zeiten, Shakspeare, so wenig ihn auch die gelehrte Welt dafür anerkennen will, das Dichten selbst oder den Zustand des Dichters, in dem er sich bei Hervorbringung seiner Gebilde befindet, einen schönen Wahnsinn (a fine frenzy) nennt!" —

Hier hielt er wieder einige Augenblicke inne und sprach dann auffallend verändert: „Ihr könnt es mir auf's Wort glauben, daß das Liedersingen im Wahnsinne kein bloßes Hirngespinst ist. Ich habe selbst einen gekannt, der früher einer der muntersten jungen Männer war, geistreich in hohem Grade, durch

ein unglückliches Ereigniß aber — so ging wenigstens die Sage — plötzlich in Wahnsinn verfiel. Dieser sang öfters recht rührende Lieder, wenn seine finstere Stunde kam, während er in den lichten Augenblicken über die gelehrtesten und schwer zu ergründenden Gegenstände mit ungemeiner Klarheit, fern von aller Leidenschaftlichkeit, sprechen konnte. Daher ist es denn auch durchaus nöthig, daß Dichter, welche sich die schwere Aufgabe setzen, einen Wahnsinnigen auf die Bühne zu bringen, die Natur mit forschendem Auge belauschen, um sie nicht zur Karrikatur und Fratze zu machen, und die Kunst zum bloßen Kunststück herabzuwürdigen!" —

Von langem Sprechen ermüdet legte sich Julius zurück und schwieg eine lange, lange Zeit. Heinrich und Luise in dem Glauben, er schlummere, wollten sich entfernen. Da fuhr er plötzlich wild auf und sprach, das rollende Auge auf Luisen geheftet:

„Warum hast Du mir noch kein Wasser aus Lethe geholt? Du weißt doch, daß ich dort meinen Paß in die Ewigkeit hineingeworfen

habe. Ich sah' ihn lange schwimmen, er wollte nicht untertauchen; endlich aber erfaßte ihn ein Strudel und schlürfte ihn ein. D'rum geh, geh! — sogleich, sage ich, geh! und schöpfe aus dem Strudel! Ich will davon trinken, wenn der Ostermorgen kommt. Merke Dir das: wenn der Ostermorgen kommt! — Finde ich dann kein Lethewasser, so hole ich mir's selbst. — Nun schlaft gesund, oder lebt gesund! — Ich will euch nur noch mein Schlummerlied vorsingen, dann könnt ihr gehen. — Er griff in die Saiten der Guitarre und sang mit matter Stimme, während Thränen aus den halbgeschlossenen Augen perlten:

„Wenn der Hänfling singt, der Finke schlägt:
Der weinende Sänger zu Bett sich legt! —
Das golden erglühende Morgenroth
Bringt müden Sängern den schleichenden Tod! —
Der Tauben Girren, der Amselschlag,
Der Heimchen Gezirp am herbstlichen Tag:
Sie laden den Sänger zum Schlummern ein,
Verschließen des Herzens eröffneten Schrein;
Und rufen beim dämmernden Mondenlicht,
Wenn's durch entblätterte Pappeln bricht,
Beim Schilfgetön, wo die Woge wacht,

„Schlaf' wohl, mein Kind, gute Nacht, gut' Nacht!" —
Gut' Nacht, mein Heinrich, Luise, gut' Nacht!" —

Die letzten Worte flüsterte er kaum hörbar; die Guitarre sank dem Entschlummernden aus der Hand und blieb an einem hellblauen Bande, das ihm Luise gegeben hatte, am linken Arm hangen. Den Kopf zurückgebeugt mit dem Lächeln, das beim Gesange um seine bleichen Lippen gaukelte, war er in einen tiefen, ermattenden Schlaf gesunken. —

Lange noch betrachteten ihn die beiden Geschwister mit thränendem Auge und überließen ihn dann dem beschützenden Schlummer. —

Fünftes Kapitel.

Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus;
Todtentöne fallen von des Münsters Thurme;
Einen Jüngling trägt man hier heraus,
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt,
Pochend mit der Jugend Nervenmarke,
Mit der Flamme, die im Auge zückt.
Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter,
(O, das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder, —
Auf! was Mensch heißt, folge nach!

Schiller.

Trüb, neblig und kalt, der Himmel mit dicken Wolken bedeckt, aus denen von Zeit zu Zeit einzelne Schneeflocken herabfielen, — die Erde kahl, aber vor Frost erstarrt: so war der Morgen des ersten Osterfeiertages.

Um die Ecke von Heinrichs väterlichem Hause schlich gebückt ein alter Mann, einen schweren Wasserkrug tragend. — Es war der

alte, ehrliche Konrad. Aus einem der obern Fenster fiel ein Lichtschimmer in den nebligen Morgen und ein an den weißen zugezogenen Fenstervorhängen langsam vorüber schwebender Schatten gab die Umrisse einer menschlichen Gestalt undeutlich zu erkennen. Eben wollte Konrad die Thür öffnen; da klirrte das Fenster, es erklangen leise Töne einer Guitarre und eine helle, männliche Stimme sang vernehmlich folgende Worte:

„Ach, Ostermorgen, trüb und kühl
Begrüssest Du mein Gemach!
O, helltest Du auf mein Seelengewühl,
Nehmst von mir meine Schmach!

Ich sitze weinend hier allein,
Und klage der wehenden Nacht
Meinen Herzensjammer, die Seelenpein,
Bis der purpurne Morgen erwacht.

Umsonst die herbe Saite klingt,
Vergebens schallt mein Gesang;
Der heiter-ernste Engel winkt
Mir nimmer zum letzten Gang.

O, neuer, junger Ostertag,
Erhöre mein Schmerzensflehn,
Mein stöhnend Lied, mein jammernd Ach,
Und laß zu Bett mich gehn!“

„Armer Julius!“ sprach Konrad, nachdem die letzten Töne des klagenden Gesanges verklungen waren, „wohl hast Du Ursache, um Ruhe zu bitten.“ — „Er ist jetzt sicher einmal bei sich selbst,“ fuhr er fort. „Ach wer hätte das im vorigen Jahre geglaubt! Da war alles Freud' und Wonne, Scherz und Tanz, Munterkeit und Fröhlichkeit in Haus, Flur, Wiese und Wald. — Aber so ist's — so ist's! — Wer zu viel vor der Zeit wissen will, bei dem ist der Verstand zu kurz! Das aber will unser junges, gelehrtes Volk nicht glauben. — Da sieht man's, wozu die fremden Bücher nützen! — Ich hab's ihm unzählige Male gesagt: Die Bibel, ein frommes Herz und ein heiterer Sinn, sind mehr werth, als alle Gelehrsamkeit der Welt! — Dabei kann man auch einmal einen ehrsamen Spaß machen; das verträgt sich gar herrlich mit der Christenlehre. — — Aber ich will nur eilen und mein Osterwasser der Luise geben, sie hat's immer gern recht frisch. — Nun, heut da langt die Frische zu; wird ihr garstig kalt um den weißen Hals laufen!“ —

Er ging und klinkte die Thür auf, blieb aber wieder stehen und sprach: „Du meine Zeit und Stunde, wie sieht das gute Mädel jetzt aus! — Sonst war sie flink, beweglich, munter wie ein Reh, — jetzt ist sie bleich, freundlich zwar immer noch und gefällig, die Liebe und Gutmüthigkeit selber, aber — ach ihr Lächeln dringt mir alten Mann bis in die innerste Seele! — Nun, es muß doch auch gut sein, daß es so gekommen ist, sonst hätt' es der liebe Gott nicht zugelassen. Damit tröste ich mich und sag's immer auch der guten Luise, die mir denn allemal so rührend ihre kleine, zitternde Hand gibt und mir dankt. — Ja, die ist jetzt schon ein Engel — was soll sie erst einmal dort oben werden! — Wenn ihr Julius stirbt — und das ist wohl das Beste für ihn und ihm die Ruhe wünschen ein christlicher Wunsch — die gute Luise stirbt ihm sicherlich bald nach. Denn so habe ich mein Lebtage nie ein Paar Liebesleute an einander hangen sehen, wie die beiden. — Ich war meiner alten Margarethe — Gott hab' sie selig! — wie sie ein junges, flinkes Mädel

war, wahrhaftig auch von Herzen gut, aber so hab' ichs in meinem Leben nicht gekonnt, wie diese zwei. Ich sagt's gleich: 's ist eine übernatürliche Liebe und die währt entweder nicht lange, oder es stirbt eins!" — Er trocknete sich mit dem Handschuh die Thränen und trat in's Haus. —

Julius war seit einiger Zeit unruhiger geworden. Nur selten hatte er völlig lichte Augenblicke und in diesen bemeisterte sich seiner eine rührende Wehmuth. Er übersah seinen unglücklichen Zustand und nahm fast an nichts mehr Antheil. Seine einzige Beschäftigung war, Einzelnes schriftlich aufzuzeichnen und sich auf der Guitarre zu üben. Alle seine Lieder, die er zum Spiele sang, waren schwermüthigen Inhalts und drückten den Wunsch nach baldiger Aenderung seines Zustandes aus. Sobald aber der Wahnsinn vorherrschte, wurde Julius auch zugleich unleidlicher. Zorn übermannte ihn bei jeder Kleinigkeit; seine Blicke hatten nicht mehr das milde, melancholische Feuer — es flammte aus ihnen die verzehrende Gluth der innern See=

lenauflösung. — Mit Ungestüm verlangte er in die freie Natur und äußerte täglich zu wiederholten Malen den Wunsch, aus Lethe zu trinken. Heinrich glaubte darunter die Quelle verstehen zu müssen, an welcher er im vorigen Jahre so gern verweilt hatte.

Nach dem Gesange, den Konrad gehört hatte, war Julius wieder in jenen betäubenden Schlaf gesunken, aus welchem das Erwachen seit einigen Tagen gewöhnlich kein fröhliches und erquickendes war. Heinrich und Luise, die bisher den Kranken bewacht hatten, verließen ihn jetzt, um sich selbst wieder einige Augenblicke zu zerstreuen.

Freundlich bot Luise Konraden einen guten Morgen und dankte ihm für das gebrachte Osterwasser. Konrad wollte ein Gespräch mit ihr anknüpfen, sie wußte dies aber zu vermeiden und hielt nicht Stand. Die Erinnerungen an den Ostermorgen des verflossenen Jahres traten zu lebhaft vor ihre Seele, um sie nicht mit tiefer Wehmuth zu erfüllen. — Auch Heinrich, der bald nachher erschien, wechselte nur wenig Worte mit Konraden und dieser

sah sich genöthigt, seiner Redseligkeit diesmal Zügel anzulegen. Er zündete sich, wie sonst, den alten kurzen Stummel seiner Pfeife mit einer Reißigkohle an, langte die Dose hervor, bot Luisen eine Prise an, die ihn damit an ihren Bruder wieß und ging fort, um sich etwas im Hause zu schaffen zu machen.

Heinrich unternahm einen kurzen Gang in der frischen Luft und kehrte dann wieder zu seinem schlummernden Freunde zurück. Da sah er, daß diesem durch seine herabgesunkene Stellung einige beschriebene Blätter aus dem Busen gefallen waren. Er hob sie auf und gewahrte zwei darauf geschriebene Gedichte. Eiligst verließ er das Zimmer und eilte hinab in die größere Wohnstube, um sie ruhig durchlesen zu können. Hier war er ungestört; denn Mutter und Schwester waren in der Wirthschaft beschäftigt und sein Vater las in der Bibel. Dieser, ein sonst jovialer Mann, konnte sich über das Schicksal seines zukünftigen Schwiegersohnes gar nicht beruhigen. Er vermochte, seit alle seine Bemühungen bei dessen Vater fruchtlos geblieben und Julius in Wahn-

sinn verfallen war, gar nicht mehr, in die Nähe des Kranken zu kommen. Sein Jammeranblick ergriff ihn so mächtig, daß seine Männlichkeit der Kraft des Eindruckes erlag. Oft hatte er nochmals einen Versuch zur Aussöhnung wagen wollen, aber der Gedanke, abermals mit Hohn zurückgewiesen werden zu können, ließ ihn davon abstehen.

Das erste jener Gedichte war beinahe ein Jahr alt, wie aus dem Datum hervorging. Es war in jener Zeit entstanden, wo er seinem Vater zu Liebe sich entschlossen hatte, jeder Beschäftigung mit den Musen zu entsagen und nur seinem Studium zu leben. Hier ist es in seiner ursprünglichen Gestalt:

Abschied von den Musen.

„Komme noch einmal, Mnemosynens Schaar,
Mich zu umhüpfen mit schwebenden Schritten.
Höret noch einmal die flammenden Bitten
Eueres Jüngers, bekränzet sein Haar! —
Laßt mich die heiligen Glieder umschlingen,
Ruhen an euerer nährenden Brust! —
Büßend die jugendlich selige Lust
Will ich den Hymnus, den letzten, euch singen!
Dann will ich schweigen und werden ein Knecht;
Denn so verlangt es die Pflicht und das —
Recht!

Reich' mir, Melpomene, scheidend die Hand! —
  Siehe, ich muß sie zum letzten Mal küssen! —
  Laß mich, bevor Deine Opfer mich grüssen,
Laß mich umfassen Dein fliehend Gewand! —
Gräßlich Verlangen! — Von Dir soll ich scheiden,
  Wenden auf ewig den forschenden Blick
  Von den verschleierten Hallen zurück,
Wo Deine Kinder, die flatternden, weiden?
  Sei's denn, ich muß! — Einen Kuß für den
            Knecht!
  Denn — ach! — dies werd ich — so will es das —
            Recht! —

Nun, Polyhymnia, nur noch Ein Lied.
  Laß in die Saiten den Scheidenden rauschen!
  Dann wird er nie dem Gesange mehr lauschen,
Weil er die Haine, die heiligsten, flieht. —
Nimm diesen Kuß! Du Geliebte der Seele!
  Nimm ihn! — O dörrte die heilige Gluth
  Hier in den Adern mein dampfendes Blut,
Daß ich verging, eh' mich fasset die Hölle! —
  Denn ihr gehör' ich als elender Knecht,
  Weil es das Vorurtheil will und das — Recht! —

Und nun noch einmal umschlinget mich All',
  Wirbelt den Reigen, ihr liebliche Schwestern,
  Flüchtigen Fußes, wie heute und gestern,
Rollt ihn bei brausendem Sangesgeschall! —
Raufet das goldne Geflecht eurer Haare,

Strömt durch den Himmel die rinnende Fluth,
Daß sich sein Silberband färbe mit Blut,
Und dann umknieet die schwärzliche Bahre,
Die sich erbaut dem unglücklichen Knecht
Aus der Gewohnheit, der Pflicht und dem —
Recht!! —

Das zweite Gedicht war offenbar neueren Ursprungs und allem Anscheine nach erst nach der Rückkehr von der Universität in Heinrichs Wohnort verfaßt. — Aus einigen Strophen desselben schloß Heinrich, daß es am Wasserfalle mitten im Winter gedichtet und geschrieben sei, wofür auch die zittrige, kaum lesbare Handschrift sprach. Es war in keinem bestimmten, gleichmäßigen Versmaaß abgefaßt und rollte furchtbar-schauerlich, wie ein Bardengesang an der Küste der brandenden See in das wilde, stürmende Element hinausgeheult, in schweren, dumpfen, donnernden Tönen, obgleich auch wieder die stille wehmüthige Klage eines gebrochenen Herzens aus einzelnen Stellen sprach. Unverkennbare Zeichen des schon entstehenden Wahnsinns waren leicht darin zu entdecken. Es möge hier eine Stelle finden:

Klage eines Verbannten.

Also verflucht! — von Hunden gehetzt
Hinweg von der Thür des schirmenden Vater-
daches? —
Faßt ihr dies Weh, ihr Würmer des Alls, krie-
chend im Staube? —
Maulwurf, durchfressend der Erde Gedärm,
Bleibet denn rege Dein schaufelnder Fuß,
Hörst Du den Tritt des verstoßenen Sohnes? — —
Lege Dich schlafen und stirb!
Schlafe den ewigen Winterschlaf! — — —
Oeffnet sich Deine bemoos'te Brust,
Felsblock, nicht, auf dem ich sitze?
Oder weißt Du nicht, wen Du trägst? —
Nun, so hör' meiner Lungen Geschrei,
Hör's und verschließ' Dein versandetes Ohr! —
Ein vom Vater verfluchter Sohn
Preßt Dein Geripp! — — —
Murmelnder Bach! — jetzt ein gefroren Gelock
Eines der schäkernden Kinder Neptuns.
Murmelnder Bach! — wie so oft, wie so gern
Lauschte ich Deinem sanften Geflüster,
Spiegelte fröhlich in Deinem Auge,
Dem ewig klaren, himmelhellen,
Meiner geliebten Luise Bild ab! —
Murmelnder Bach! — Dein Auge blind? —
Winterfrost bereift Deine Wimpern?
Das hangende, schirmende Augenlied,
Gebunden mit krystallenen Fesseln,

Decket es die belebenden Sterne? —
Schlafe, und öffne sie nimmer mehr! — — —
Du mein Asyl darfst nicht mehr freundlich winken,
Ein Ausgestoßner sucht umsonst die Ruhe! — —
Ach, meines Vaters Schwelle muß ich fliehen! —
Die kleine Bank, von Birkenast erbaut,
Brach unter dem mit Vaterfluch beladnen,
Unsel'gen Sohne markverdorrt zusammen. —
Das Fenster trüb, wodurch die Katze schlich,
Wenn sie die Milchhaut von den Schüsseln naschte, —
Das Fenster trüb verschloß des Vaters Hand,
Daß auch nicht ein Blick des verstoß'nen Sohnes
Das Inn're seiner Wohnung mehr erblicke! —
Er geht, und kehret um, — geht wieder fort,
Und kehrt am Thor doch noch einmal zurück! —
Wie schwach ist doch des Menschen Herz! wie sehnt sich's,
Noch einmal, alle die geliebten Plätze
Der kindlich frohen Spiele zu betreten! —
In's Gärtchen tritt der aufgeschwoll'ne Fuß
Des ausgestoß'nen Kindes, und ein Zweig
Von halbvermorschtem Baume — zwar verdorrt,
Allein doch werth, weil er der Heimat ist —
Fällt in des unglücklichen Sohnes Hand. —
Ein Kuß von fieberheißer Lippe weiht
Das dürre Reiß, und als ein Amulet
Birgt es die Hand am liebewarmen Herzen. —
Nochmals durchirrt der flücht'ge Fuß die Wiese; —

Die theure Wiese, voll der Schlüsselblumen,
Der Maaslieb, des Vergißmeinnicht, des Kukuk,
Des brautbestimmenden Johanniskrauts, —
Wo er als kleines Kind, als Knab', als Jüngling,
Mit heiterm Aug', mit Kindesliebe Lust,
Den Schmuck des Lenzes sammelte, und dann
Daheim in der gewölbten Lindenlaube,
Bei der geliebten Schwester Zwiegespräch
In Kränze band und schaukelnde Guirlanden
Zum Wiegenfest des Vaters, wenn er heim,
Vom Weidwerk müde, kam in's stille Haus.
Jetzt irrt er zitternd durch die öde Flur,
Bereiftes Gras nickt ihm den Scheidegruß
Von irrlichtschwangrem Moor verhöhnend zu! —
Weh, Weh! —
Streichen die Geister Verstorbener
Klageheulend umher
In des Aeolus schaudernden Reich? — —
Weh! — Ein kalter Nordwind saus't um ihn und schleudert
Sein eisiges Geschoß ihm in's Gesicht,
Und forthin meidet er die Heimatflur! — —
Da blickt die Sonn' aus dampfendem Gewölk,
Nicht freundlich, wie wol sonst, — in Blut getaucht
Spritzt sie ihr siedend-flammendes Gehirn
Weit in die schwarzen Wolken aus! — — Finster,
Auf unbetret'nen Pfaden pilgert er,
Bis in gespenstischem Gewand die Nacht

Mit ihrem halben, gelben Geisterauge
Dem Ausgestoß'nen auf die Stirne blickt,
Und ihn beschenkt mit einer Todtenblume! — —
Da rauschen schwarze Tannen um ihn her, —
Geisterstimmen flüstern im Schilf! — —
Der Nord heult wild durch die Bergschlucht graus,
Wie am bebenden Fels im Norwegland,
Unter'm sprudelnden Maul des Koultasturz,
Um Mitternacht brauset der Fjord. —

In des finsteren Wanderers schauderndes Ohr
Ertönet Poseidons wiehernd Gelächter. —
Es donnert und kracht der Wogenschwall,
Im Brandungssturz daher geweht,
Durch's schwarze, muschelgeschmückte Ohr
Des riesigen Küstengeklüftes. —
Der Wanderer flieht, ein gehetztes Wild,
Durch den hochgethürmeten Schnee;
Erblickt des Freundes Vaterhaus,
Von dämmerndem Lichte bestrahlt,
Und sinkt mit gefrorenem Haar,
Mit Wahnsinnsblick, auf der Stirne den Fluch,
In der Braut umschlingende Arme!" —

Heinrich hatte das Gedicht kaum durchflogen, als Luise athemlos zur Thür hereinstürzte und rief:

„Heinrich, Heinrich! — Julius!" —

„Was ist's denn, Luise? — Sprich!" — „Fort, entflohen ist er, das Zimmer ist leer!" — Sprachlos eilte Heinrich, Schwester, Vater und Mutter auf Julius Zimmer. Das Bett stand leer; die Stühle waren umgeworfen; die Guitarre lag zertrümmert am Boden. Heinrich eilte sogleich fort. Im Hause begegnete ihm Konrad.

„Hast Du Julius gesehen?" fragte er athemlos. „Er ist fort; sein Zimmer leer!" —

„Herr, Du mein Gott, Herr Julius ist fortgelaufen?" entgegnete Konrad, die Arme in die Seiten stemmend. „Nun das muß wahr sein, der hat einen närrischen Geschmack im Spazierengehen! — Ob ich ihn gesehen habe? Ach, behüte Gott! — da wäre er lange wieder da! — Kommen Sie, wir wollen ihn suchen. Am Ende ist er zum Wasserfalle gelaufen!" Eiligen Schrittes, ungeduldig über des alten Konrads Geschwätzigkeit sprang Heinrich dem Wäldchen zu, Konrad ihm zur Seite. Luise und die Aeltern folgten in einiger Entfernung. Sie waren noch nicht bis zum Waldbache gelangt, als einige jener aus dem

Nachbarlande kommenden Kinder um den Waldsaum bogen.

„Habt ihr nicht einen jungen Herrn in leichten Sommerkleidern gesehen?“ fragte Heinrich rasch und warf einen flüchtigen Blick unter die kleine Schaar. Da begegnete seinem Auge ein bekanntes Gesicht, — sonnenverbrannt, mit gelocktem Haar; freundliche helle, schwarze Augen blickten ihn wehmüthig an. — Der Knabe trat vor und sprach, Heinrichs Hand ergreifend, die Linke wie mahnend erhebend und auf das Wäldchen deutend, langsam:

„Ja, Herr! Dort beim Wasserfall sitzt einer auf dem großen Steine. Er sieht recht traurig aus!“ —

„Ja,“ fiel ein Mädchen ein, „das ist wahr. Wir fragten ihn, ob ihm etwas fehle, er mochte aber nicht antworten.“

„Ich dank' euch, ihr Kinder“, entgegnete Heinrich mit gebrochener Stimme. „Er ist's,“ rief er leise Konraden zu, „komm, daß wir helfen und retten!“ —

Sie wandten sich durch die bereiften Bäume und traten an den Wasserfall. — Da

saß Julius in weißen Sommerbeinkleidern und einem leichten Rock, wie er ihn in der Krankheit der Bequemlichkeit wegen zu tragen pflegte, ohne Kopfbedeckung. Seine Stellung war beinahe dieselbe, in welcher ihn Heinrich am Ostermorgen des vorigen Jahres getroffen hatte — den Kopf auf die linke Hand gestützt, in der rechten ein offenes Papier — es war der verfluchende Brief seines Vaters. — Das linke Bein war zusammengeknickt und ruhte mit dem Knie auf einem niedrigeren Steine, der rechte Fuß ausgestreckt wurde von den sparsam herabfallenden Tropfen des Wasserfalles benetzt. — Schnell trat Heinrich zu ihm heran und blickte ihm in's Gesicht. Das Auge war halb offen, der Mund fest geschlossen, ein lächelnder Zug lagerte sich um die Lippen, allein — das Leben war gewichen! — Ein Nervenschlag hatte seine Leiden geendet! —

In Kummer versunken starrte Heinrich den erblaßten Freund an, — da kam Luise und die Aeltern heran. Alle standen wie vom Donner gerührt. — Luise faßte sich bald; oh=

ne zu klagen nahm sie den Bruder bei der Hand und sprach:

„Bruder, komm; erweisen wir ihm die letzte Liebespflicht!“ — Mit diesen Worten drückten sie dem Entschlafenen die Augen zu. — Der arme Julius war glücklich! — Zwar sah sein Auge nicht mehr prophetisch hinter den Vorhang der Zeit; er litt aber auch nicht mehr. Er ahnete nicht, er zweifelte nicht — er sah und hatte Gewißheit! Der Todesengel hatte ihn als ein lächelnder Knabe begrüßt, wie er ihn immer geschildert hatte. —

Eben erklang das Geläute der Glocken vom nahen Dorfe her, als Heinrich, Konrad und dessen Vater die Leiche auf einer Tragbahre verhüllt zum Hause trugen. — Da trat der braune Knabe aus der Thür, warf einen Blick auf den Leichnam, dann auf Heinrich und drückte diesem die Hand. Heinrich, wie aus dem Traume erwachend, sah ihn an. Der Knabe zerdrückte eine Thräne und sprach gen Himmel sehend mit matter Stimme, indem er um die Ecke schlich:

„Ein Anblick, bei dem Dein Herze bricht!“

Heinrich sah' ihm nach, seufzte und folgte den Uebrigen in's Haus. —

Die Nachricht von Julius Tode erscholl, durch die bittenden Kinder verbreitet, bald im ganzen Dorfe. Jedermann hatte den sanften jungen Mann geliebt, Jeder ihn geachtet als den bestimmten Bräutigam der überall geschätzten und verehrten Luise. — Die Söhne der angesehensten Familien des Dorfs erbaten sich, seine Ueberreste zur letzten Ruhestätte zu tragen. —

Nach drei Tagen bewegte sich ein langer, stummer Trauerzug aus dem sonst so glücklichen Factorhause. Zwölf der genannten Jünglinge trugen die Ueberreste des Geschiedenen zum Friedhofe. — Eine einfache Guirlande von Immergrün umwand den Sarg. — Das Haupt des Entschlafenen schmückte ein Lorbeerkranz, den der geniale Dichterjüngling wohl verdient hatte. — Luise und Heinrich schieden schwer, aber gefaßt vom versinkenden Sarge des theuren, unvergeßlichen Freundes. — Sein Grab beschattet eine Trauerweide; ein einfacher Stein, auf welchem man eine zerbro-

chene Lyra, um die sich ein Kranz mit darum wuchernden Cypressen windet, ist dessen einziger Schmuck. —

Ein Jahr darauf war ein zweiter Hügel neben dem ersten zu sehen, und zwischen beiden stand ein in Schwarz gekleideter Jüngling. Es war Heinrich. — Vor wenigen Wochen hatte er auch seine Schwester Luise zu Grabe begleitet. Ein kaltes, verzehrendes Fieber hatte ihre Kräfte im Herbste geschwächt und derselbe Tag des Februar, an welchem sie vor einem Jahre den traurigen Brief an den Bruder geschrieben, war ihr Todestag geworden.— Heinrich weihte den Geliebten eine Thräne und pflanzte auf ihren Gräbern Immergrün und Epheu. —

Am Fuße beider Hügel wucherten einige Stauden Vergißmeinnicht. — Die Morgensonne fiel darauf und spielte in prismatischen Farben mit den daran glänzenden Thautropfen. Da klopfte ihn Jemand auf die Schulter — er wandte sich um — der braune Kna-

be stand hinter ihm. — Düster lächelnd kniete er bei den Gräbern nieder, pflückte von jedem ein Blümchen, hob es auf und sprach dann ernst zu Heinrichen:

„Eine Jugend voll von Lebensglück;
Ein Alter mit hellem Seherblick;
Ein Anblick, bei dem Dein Herze bricht
Und zwei bethaute Vergißmeinnicht!“ —

Der Knabe sprach's und verschwand. Heinrich sah weinend gen Himmel, da trat Konrad mit einem Wasserkruge an ihn heran und sprach: „Hören Sie nicht auf den tollen Jörge! Der macht die Leute confus mit seinem unsinnigen Geplärre. — Gott macht's doch immer am besten!“ —

„Er mag toll sein,“ antwortete Heinrich, „aber nicht verrückt! — Seine Tollheit ist die eines Sehers! — Wenn der Knabe Mann wird, so erhält die Welt einen großen Mann an ihm! — Jetzt ist er fast noch Kind und kennt doch schon die Menschen. Ein Blick in ihr Gesicht gethan läßt ihn in dem verschlossenen Buche der Seele lesen, und das ver-

mag nur ein frühgereifter Geist oder einer, der die Unschuld verloren hat!" —

„Herr Heinrich," erwiederte Konrad, „was Sie da sagen, verstehe ich nicht, aber, daß die gute Luise gestorben ist, muß doch auch gut sein. Seh'n Sie, gerade als sie verschied, träumte mir, sie sei gestorben. Ich wollte klagen, — da sang der Nachtwächter unter meinem Fenster die Worte: „Und lobet Gott den Herrn!"

„Du hast recht, Konrad," versetzte Heinrich. „Jener Nachtwächtergesang ist eben so gut die Stimme Gottes, als das Wort des braunen Knaben. — Nun, — ich bin einig und ruhig, aber einer Thräne waren diese Beiden werth! — Julius, der selige, wäre glücklich und groß geworden, hätte er nicht zu sehr am Idealen gehangen und den Wahn zum Glauben gemacht. — Doch, Friede seiner Asche! — Aeltern aber, welche Kinder haben, sollten sein Grab besuchen und auf seinem Grabsteine die Worte lesen, die der Selige einst im Halbwahnsinn sang:

„Sind die Kinder groß,
An Jahren reif,
Laßt sie, Mütter, vom Schoos,
Sonst werden sie steif!“

Und ich möchte ergänzend noch einen Stein dazu legen und darauf schreiben:

„Händ' und Füße mögt ihr binden,
Aber nicht den Genius.
Seheraugen erst erblinden,
Schlingt den Geist der Todtenkuß! —
Wollt ihr Pädagogik lehren,
Dürft ihr nicht Pedanten hören,
Und die ungewohnte Kraft
Halten blos für Leidenschaft! —

Jetzt, Konrad, laß uns gehen! Die Welt fordert mehr von mir, als Klagen. — Soll des Knaben Spruch ganz eintreffen, so muß ich meine Kräfte gebrauchen, wirken und schaffen!“

Anhang.

Auszüge aus Julius Kühn's Tagebuche.

Sollte vorstehende Geschichte bei Diesem und Jenem Theilnahme erweckt haben, so werden diesen vielleicht einzelne Aeußerungen des Unglücklichen über Leben, Religion, Kunst u. s. w. nicht uninteressant sein. Sein Tagebuch war reich an hingeworfenen, abgerissenen Sätzen und Ansichten über dergleichen Gegenstände, und es ist weniger der Gegenstand, der uns dabei anzieht, als die Art der Auffassung, die eigenthümliche Behandlungsweise, ja sogar die Sprache und Einkleidung seiner Aussprüche. Es finden sich Aeußerungen und Sentenzen, die zwar nicht Unwahrheiten enthalten, wie dies wohl beim ersten Anblicke scheinen könnte, aber doch oft etwas Paradoxes; die meisten dürften jedoch von jedem vorurtheilsfrei Denkenden unterschrieben werden können.

Freilich erfordert die Mehrzahl derselben ein tiefes, ruhiges Nachdenken, da sie selbst, wenn auch nicht gerade immer tief gedacht, doch ungewöhnlich und dunkel ausgesprochen sind. In der Hoffnung nun, daß die Geschichte des unglücklichen Julius Mitleid und Theilnahme bei jedem Fühlenden erweckt habe; wage ich es, einen Auszug aus jenen aphoristischen Bemerkungen hier als Anhang beizufügen. —

Der Tag ist oft ein im Weinrausche zeugender Vater, die Nacht, umduftet von duftigen Kindern des Traumes, eine in prophetischem Hellblick gebärende Mutter. —

Die Mitternacht ist ein auf Befehl Gottes beim Scheine der ewigen Lampe geschäftiger Sämann! — Was aber sät er? — Weisheit! — Doch siehe, es wehet ein wirbelnder Nordwind und dämmernde Nebel dampfen empor; — die Lampe brennt düster und der Sämann greift fehl, und wirft zwei Hände voll Thorheit für eine Hand voll Weisheit aus.

Jene trägt tausendfältige Frucht, diese nur hundertfältige, denn es fehlt ihr — liebevolle Pflege! —

Kühn darf der Mensch sein, nur nicht verwegen und tollkühn, am wenigsten bei Dingen, von denen Gott gesagt hat: Sie sind mein!

Kühle Dich erst ab, und alsdann sprich: ich bin ein Mann! —

Es hat Niemand öfterer und aufmerksamer unter den Menschen im Gedenkbuche Gottes gelesen, als Paulus, Johannes, Luther und Shakspeare. —

Die Ausüber, Verehrer und Anbeter der Kunst sind Gottes Lieblinge, weil sie nach dem strebende Jünger sind, worin Er von jeher Meister war. — Sein erster Gedanke war Kunst, seine erste vollendete Arbeit ein Kunstwerk. —

Zweifel ist der unbehagliche Dunst, welcher in der Kirche der Katholiken nach beendigtem Meßopfer zurückbleibt.

Glaube ist die erste dem Auge Gottes entfallene Freudenthräne, die, während ihres Falles in eine kostbare Perle verwandelt, einen Ruhepunkt auf der Erde fand, wo sie die Bewohner derselben sogleich gewahrten, aufhoben, und als das erste Gut betrachteten, woran Jedem ein gleiches Eigenthumsrecht zustehe! — In späteren Zeiten ward auch dies anders! —

Liebe ist die in ein heiteres Lächeln spielende Miene der nur eine Secunde träumen wollenden Gottheit in jenem Augenblicke, wo Christus starb!

Hoffnung ist die Ueberzeugung des sittlichen Menschen, es könne jenes Lächeln nie ganz verschwinden, wohl aber ein Schmerz das Anmuthige desselben erhöhen.

Die Morgenröthe ist der Wiederschein des

in neuer, inniger Liebe für die Menschen aufglühenden Herzens des Allvaters! —

Die frömmelnde Schwärmerei ist ein in spätern Jahren entstehendes Leibschneiden eines in der Jugend verdorbenen Magens, welches am Ende des Lebens in Gehirnschmerzen übergeht.

Die Poesie ist nicht das Eigenthum Einzelner, sie ist ein Gesammtgut aller Menschen, das aber nur Wenige zu gebrauchen und nutzbar anzulegen wissen.

Zürnen magst Du, fluchen kannst Du, das Hassen will ich Dir nicht ganz verbieten; Verachtung ist fürchterlich, aber sie läßt sich rechtfertigen; Lasterhaftigkeit erniedrigt den Menschen zum Thiere, dennoch liegt der Keim dazu in uns: — aber die Heuchelei verbiete und verfluche ich auf immer und ewig! — Sie liegt nicht in der Menschenbrust. Sie ist die allerfurchtbarste Maske, aus der Vorrathskammer des Teufels erborgt! —

Sei mittheilend, aber nicht plauderhaft!

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der gemeine Egoismus ist unsittlich, aber der edle eine große Tugend. Wären nur alle Menschen edelegoistisch, so würde es gar bald nicht mehr an dem Gemeinsinne fehlen, über dessen Mangel sich die jetzige Welt so sehr beklagt! —

Nicht jeder Christ ist religiös, der Religiöse aber ist immer ein ächter Christ.

Warum erklären jetzt so Viele die Vorstellung von Engeln für thöricht und lächerlich? — Weil sie ein böses Gewissen haben! Das Herz spricht: ihr werdet nie Engel werden, der Verstand: es gibt keine!

Nimm den Ernst aus dem Leben hinweg, und von dem Menschen bleibt nichts übrig, als entweder eine ausgebrannte hohle Schlacke, oder ein mit Quecksilber gefüllter Purzelmann!

Zeit und Ewigkeit sind zwei Worte, bei welchen der Gute lächelt, der Böse lacht!

Bei jedem Lächeln über einen unsittlichen Scherz bringt die Hölle einen Toast aus!

Wirst du unwillig über dich selbst, singen die Himmlischen ein: **Te Deum etc.!** —

Es gibt keine Seelenwanderung, wohl aber eine Seelensteigerung!

Während des Schlafes sind wir im Vorhofe der Ewigkeit.

Blitze sind Witzfunken Gottes, der Donner das Jubeln der Seligen! Wer in ihm den Zorn Gottes erblicken will, leidet an der unheilbarsten, aber auch der unseligsten Krankheit, an — Selbstverzweiflung!

Sophisterei und Skepticismus sind Kinder, welche die Sünde zum Vater und das böse Gewissen zur Mutter haben.

Nur, wer auch dem Herzen im Rathe des Verstandes Sitz und Stimme gibt, kann ein guter Mensch sein. Wer jenem allein gehorcht, wird Schwärmer, wer diesem, Freigeist.

Die Welt muß untergehen, sobald es keine Poesie mehr geben wird, denn Gott selbst ist ja der Vater der Poesie.

Ernst ist die auf's Höchste gesteigerte Freudigkeit des Gemüthes!

Wer nicht mehr zu lächeln vermag, hat seine Gottähnlichkeit verloren; will er es aber dennoch versuchen, so wird sein Lächeln zum schallenden Hohngelächter, worin er sich selbst verlacht!

Der wahre Mensch ist immer ein edles Kind!

Der größte Dichter, der beste Mensch!

Träume sind Taschenspielerkünste der ungebundenen Seele, bedeutsam, weil sie nicht beobachtet zu sein glaubt, und deshalb bisweilen aus der Schule schwatzt!

Der Glaube unserer Vorvordern an Nixen, Elfen, Kobolde, Erdmännchen u. s. w. ist keineswegs so lächerlich, als er Manchem erschei-

nen mag. Er zeugt von der kindlich=religiös=poetischen Stimmung derselben und der lebendigen, immer regen Einbildungskraft eines geistig gesunden Volkes, das dem, was ihm unbegreiflich und unerklärbar schien in der schaffenden, geheimnißvoll wirkenden Natur, gern Form und Gestalt geben wollte, um es sich zu verdeutlichen. Nur, daß diese Vorstellungen in ihm zum unerschütterlich festen Glauben wurden, könnte bedauernswerth sein, obwohl es am Ende doch noch besser ist, als die größtentheils völlige Ungläubigkeit des jetzigen Zeitalters! Denn Aberglauben ist das Zeichen der Ueberkraft, Unglauben das der tiefsten Schwäche! —

Es ist ein großes Unglück für unser jetziges Zeitalter, daß so Viele nicht mehr beten mögen, oder wenn sie es thun, meistentheils nur wie der Pharisäer, das heißt aber ein fluchendes Gebet!

Unser Herz ist eine Schnecke in einer Chamäleonshaut.

Ein logischer Dichter — im Sinne der strengen Logiker — klingt eben so schlecht und hölzern, als ein bleierner Ducaten.

Wozu nützt die Philosophie? — Zur Philosophie! —

Wenn wir Karten spielen, sind wir kindische Kinder.

Ich freute mich sonst jedesmal bei dem Anblick einer Eiche. Sie ist das Sinnbild des Deutschen — hoch, stark, kraftvoll gebaut, die Aeste mächtig gebreitet! Jetzt aber habe ich einmal in ihrem Anschaun verloren geweint; denn sie war verwimmert, halb hohl und faul! — Ach, ihr Deutschen fangt es auch an zu werden, und leider durch das Anbeten der Franzosen! —

Ich schätze und ehre die Philologie, nur nicht, wie sie jetzt getrieben wird; denn da ist sie die Wissenschaft, jungen, unerfahrnen Leuten die Köpfe mit Dünkel zu füllen, und in denselben eine Rumpelkammer voll antiquarischen Unsinns anzulegen. Solche Köpfe könn-

te man denn nicht ganz unrichtig bezeichnen, als: Römisch-Griechische Antiquitäts-Kunst-Narren-Cabinette! Freilich ein langes, schwer zu verstehendes Wort! aber, was thut das! Je schwerer, länger und unverständlicher, desto gelehrter!

Sei fest, bestimmt und consequent, und deine Wünsche müssen sich erfüllen.

Der schrecklichste Zweifel ist der an sich selbst und an seiner Kraft!

Man kann der trefflichste Moralprediger und Tröster sein, und doch für sich selbst weder Trost finden noch haben! —

Grammatiken, Regeln und Gesetze sind der Tod des Genies!

Das Genie ist der Repräsentant der wahren Freiheit, das Halbtalent aber der Repräsentant der Afterfreiheit, am gewöhnlichsten der Anarchie.

Das Talent kann Mißgeburten hervor-

bringen, das Genie niemals, wohl aber kann sein erstes Product ein ostentum sein.

Dem Geistreichen ist nichts verderblicher, als Unentschlossenheit.

Der Schwache und Kleinmüthige kann nie verzweifeln, denn ihm fehlt es dazu an Kraft und Muth.

Nur wer gezweifelt hat, versteht zu glauben!

Diejenigen, welche studiren, sollten ihr Glaubensbekenntniß nie vor dem einundzwanzigsten Jahre ihres Lebens ablegen.

Der kurz nach dem Untergange der Sonne erfolgende Aufgang des Mondes kann dem Denkenden ein Beweis für die Auferstehung sein.

Logik als Wissenschaft kann nur der phantasiearme Mensch anhaltend treiben, — ein phantasiereicher verliert dabei die Phantasie und den Verstand.

In den Dummköpfen spiegelt sich die Vortrefflichkeit des Gewohnheitsrechtes ab!

Die größte Kunst ist die, zu leben, und die am schwersten zu lösende Aufgabe die, leben zu lernen!

Der wässerigste Gedanke ist der, sich ersäufen zu wollen.

Mich könnte in der ganzen weiten Welt kein Mensch so leicht zur Verzweiflung bringen, wohl aber ein Wort, und dies ominöse Wort heißt: **Jus!**

Wer das deutsche Volk verachtet, zeigt sich als Feind alles Guten, Wahren und Beständigen. Kein Volk ist größer, als das deutsche; keins kann größer werden, als das deutsche; keins hat größere und gerechtere Ansprüche auf Verehrung und heilige Scheu von Seiten anderer Nationen, als das große deutsche Volk; denn aus ihm ging die unvergänglichste, großartigste, gerechteste und edelste aller Revolutionen hervor, die — Reformation!

Die unsterblichsten Aussprüche sind Geburten des Augenblicks.

Hört auf, Kinder zu sein, und ihr werdet Teufel!

Die Griechen stellten sich ihre Götter als in ewiger Jugend blühend vor. Schwerlich wird ein Christ etwas dagegen einzuwenden haben. Denn ein Gott ohne ewige Jugend ist eben so ein Unding, als ein bejahender Mephistophiles.

Denjenigen Charakter, welchen wir selbst besitzen, können wir am vollkommensten zeichnen.

Die wahre Melancholie kann zu den reinsten Begriffen von der Gottheit, zur unbefangensten, richtigsten Weltanschauung und zur höchsten Glückseligkeit führen.

Johannes, Paulus, Luther und Shakspeare sind vier Brüder, die zu einem gemeinschaftlichen Ziele jeder einen besondern Weg einschlu-

gen, und es bei gleichen Gesinnungen und gleichem Streben auch glücklich erreichten.

Wer nicht beten mag, ist unglücklich, wer aber nicht beten kann, unglückselig!

Ein Dichter, der die Bibel verachtet oder haßt, oder auch nur nichts von ihr wissen mag, ist ein fressender Krebsschaden am großen Körper des Volkes, dem er angehört. Er gleicht einem Menschen ohne Herz, und klingt wie ein hohler, zersprungener Topf.

Gott müßte ein größerer Tyrann sein, als Nero, wenn es nicht ein Wiedersehen nach dem Tode geben sollte.

Napoleon war ein großer Mann, aber kein großer Mensch.

In Menschen mit schielenden Augen wohnt oft auch eine schielende Seele! — Sie passen gut zu Protocollanten beim Criminalgericht.

Ein helles Auge, eine helle Seele.

Fliehe den Absprechenden und Alles bitter Beurtheilenden und Verdammenden, aus ihm ist der Schutzgeist des Lebens, die Liebe, gewichen!

Das Knabenalter ist ein schöner Frühlingshimmel mit Wölkchen bedeckt, welche wir Lämmchen nennen, gegen das Ende schimmernd in das düstere Grau einer Wetterwolke; das Jünglingsalter ist ein rasender Gewittersturm von Blitz, Donner und Hagelschlag begleitet; das Mannesalter ist ein wohlthätiger Regenguß nach vorübergegangenen Stürmen, unterbrochen von fern rollendem Donner und brennend heißen Sonnenblicken; das Greisenalter ist ein im Westen sich hellender Himmel, an dem die Abendsonne strahlt, wölbend einen farbigen Regenbogen zum Zeichen der Versöhnung und des erkämpften Sieges! —

Der Geist altert nie, nur sein Gehäuse. Sucht ihr dies gesund zu erhalten, so bleibt ihr jung bis zum Grabe.

Die innere Nothwendigkeit ist das ein-

zige Gesetz, für dessen Uebertretung die Strafe weder ausbleibt, noch gemildert werden kann.

Es zeigt von dem größten Mangel an Kunstsinn, wenn Jemand der Musik die öftere Wiederholung Eines Tonsatzes als Fehler, oder als langweilig vorwirft. Eben so wenig Kenntniß und Sinn für das Wahre, Schöne und Unvergängliche beurkundet derjenige, welcher bei mehrmaligem Anhören eines vollendeten Tonstückes, oder bei wiederholtem Vorlesen eines meisterhaften Dichtwerkes sich der Redensarten zu bedienen pflegt: Das ist was altes! das habe ich satt! gebt was neues! — Er könnte mit gleichem Rechte ausrufen: Die Tugend habe ich nun satt, was anders her!

Von einem Knaben, der die Grammatik zur Hölle wünscht, kann man große Hoffnungen hegen.

Das Kind würde eben so weise sein, als der Greis, wenn es nicht — unschuldig wäre! —

Rationalism ist das sittliche Kraftgefühl eines Menschen, dem nichts zu schwer dünkt, das er sich nicht durch vernünftiges Ringen und Forschen zueignen könnte, und müßte er selbst mit der Gottheit kämpfen! Supernaturalism hingegen ist das Bewußtsein der sittlichen Schwäche, die jeden Kampf scheut, und sich hinter der sogenannten Rechtgläubigkeit zu verbergen sucht. Treffen beide als Kämpfer zusammen, so wirft der letztere mit den Gemeinphrasen um sich: ich stelle es Gott anheim; ganz wie der Herr will; ich will Gott nicht vorgreifen, u. s. w. — Die Mehrzahl nennt das: Gottvertrauen. Es ist aber keins. Das wahre Gottvertrauen besteht darin, daß wir uns selbst vertrauen; denn Gott zeigt sich nie als ein Deus ex machina! — Jenes gewöhnliche Gottvertrauen ist unser böser Dämon, die dunkle Gewalt, welche das Schicksal auf uns herabruft, und uns die Freuden des Lebens, ja das Leben selbst stiehlt. Es macht uns, um schulgerecht zu sprechen, zu subtilen Selbstmördern! —

Was macht uns die Natur so anziehend? — Das Grandios-Naive! Deshalb können wir auch in einem Kunstwerke nur die Naivität schätzen und lieben.

Lebst du nicht aus dir selbst wirkend und schaffend, so ist die Summe deines Lebens, und überschritt dasselbe auch die Zahl von hundert Jahren, dennoch gleich — Null!

Wer schlecht denkt, hat eine schlechte Physiognomie; wer gar nichts denkt, gar keine. Sein Gesicht ist eine Larve von keinem größern Werth, als das einer Drechslerpuppe. — Darunter gehören die gewöhnlich sogenannten hübschen Mädchengesichter! —

Das Scharfsehen ist kein Glück, aber das Hellsehen!

Die Biertrinker verrathen sich als gemeine Seelen!

Nicht, wer die Zeit beherrscht, ist der größte Mann, sondern, wem die Zeit liebend sich anschließt!

Es kann auch Genies geben, die nicht mit sich selbst auf's Reine kommen, z. B. Byron! —

Lasse nicht von der Kunst, so wird die Kunst nicht von dir lassen!

Die katholischen Kirchen sind die Tempel der Weltweisheit. In ihnen kann man das verschleierte Bild zu Sais oft entschleiert sehen, wenn man überhaupt sehen will!

Nach der Wiege sehnt sich das Kind, nach der Mutter geräth es!

Wir dürfen uns nur selbst zum Besten haben, wenn wir wissen wollen, wie's in der Welt steht.

Werdet euch nur immer des hundertsten Theiles aller euerer Kräfte klar bewußt, und sucht diese gehörig zu üben; so werdet ihr, mit den übrigen Menschen verglichen, als Riesen, wo nicht als Halbgötter, dastehen!

Die Menschen haben Alle gleiche An-

lagen, nur findet sich ein Unterschied in den Graden.

Es gibt bloß drei wichtige Momente im menschlichen Leben. Beim ersten verhält sich der Mensch rein passiv; es ist der seiner Geburt. Der zweite ist für ihn selbst von höherer Bedeutung, denn er fordert ihn zum Selbstdenken auf, obgleich er sich selbst noch nicht ganz bewußt und die Forderung daher eine unbillige ist. Dieser tritt ein, wenn er sein Glaubensbekenntniß in des Priesters Hand ablegen und seinen Taufbund erneuern soll. Der dritte ist der wichtigste unter allen, weil er hier sich selbst ganz überlassen ist, und ihm Niemand hindernd in den Weg treten darf. Er dämmert an seinem Lebenshimmel herauf in der Stunde, wo er die Loose über sich und seine Bestimmung wirft. Sind die Würfel nicht recht geschnitten, so fallen sie schief und er thut einen Fehlwurf. Dadurch verliert er seine Jugendzeit, der Lenz geht vorüber, während er an Blindheit leidet, und fällt ihm die Binde von den Augen, ist der drückende Som-

mer eingetreten, und umsonst sehnt sich das dürstende Herz nach den schönen Tagen des Frühlings zurück. Hat er nicht Muth genug, noch einmal die Würfel zu ergreifen; so vergeht wohl auch der Sommer, und der Winter ist ihm nur erwünscht, weil ihm Ruhe aus dem Grabe entgegenweht.

Am bebenden Fels in der Nähe eines donnernden Wassersturzes fühlen wir das Echo vom ewigen Pulsschlage Gottes.

Warum ergreift Manchen beim Anblick eines tiefen, finstern und faul riechenden Moors ein innerer Schauder? — Weil er das Innerste seines Wesens in einer natürlichen Zauberlaterne sieht!

Die Menschen würden diejenigen, welche oft allein gehen, und sich in einer gewissen Entfernung vom Getümmel halten, nicht verachten und für Menschenhasser ausschreien, wenn sie bedächten, daß man die Gegenstände

erst unter einem bestimmten Grade deutlich erkennen und beobachten kann.

An guten Menschen kann man sich auf allen Gassen die Köpfe einrennen, aber die edlen lassen sich mit der Laterne suchen.

Wir würden jederzeit mehr von uns geben, wenn wir uns nicht so oft übergäben.

Ein Witz, dem die Liebe fehlt, wird zur falschen Ironie! —

Der Aberglaube ist eine Kletterstange, auf deren Spitze schöne Sächelchen zur Belohnung für den hangen, der, ohne wieder rückwärts zu fahren oder gar zu fallen, dieselbe erklimmt.

Zweifel ist ein garstiger, aber kühner Schmuggler. Ertappt ihn der Gränzwächter Vernunft, so macht er seine Waare und ihn selbst zu — Contrebande.

Auf den Fliegenpilzen spielt die Weisheit Verstecken.

Schwarze Herzen sind mir immer noch lieber, als gesprenkelte. Jene lassen sich doch wenigstens gleichmäßig färben, diese aber werfen immer die alten Flecken durch die neue Farbe.

Die Dummheit ist das in Verwesung übergegangene Saamenkorn des Verstandes, in welchem die Weisheit verborgen lag und vielleicht noch liegt. Darum sollten wir vor der Dummheit immer den Hut ziehen! —

Sobald Gott den Segen über die Bewohner des nördlichen Theiles der Erde spricht, entsteht das Nordlicht; die südlichen bekommen blos ein: Cavete! zugerufen.

Es wird keine Ruhe und kein Glück dauernd auf Erden wohnen, bevor man die Politik nicht nur sinnbildlich, sondern wirklich begraben hat. Ehe aber dies geschieht,

wird wohl das jüngste Gericht herankommen, und wie es dann den Politikern in jenem Leben gehen soll, mag der T..... wissen!

Die Stimmung allein ist des Menschen Schicksal. Ist sie gut, so fühlt er sich glücklich; ist sie schlecht, wird ihm die Erde zur Hölle; ist sie keins von beiden, so ist er ein Mittelding zwischen einem Seligen und Verdammten, d. h. — ein Mensch!

Die Lehrer halten ihre Schüler für Thoren,
Können sie kein — Griechisch Partikelmus schmoren!

Den Römern, Cicero und Horaz,
Gebt jedem einen derben Schmatz.
Dem Plato, Sophokles und Homer,
Einen Mädchenkuß und etwas mehr;
Doch der ewigen Freundschaft Lippenbund
Drückt auf des Halbgotts, Shakspear's Mund!

Begegnung.

B.

Host nischt se schachern?

M.

Werthers Leiden.

B.

Um die thu' ich Dich nit beneiden!
Nischt Neu's?

M.

Eine Red' an Göthes Grabe.

B.

Woos host gesoot? Is er g'fahren abe?

M.

Beim Gruß des Lenzes schied er von hinnen.

B.

Hilf, Abram, ich komm' ver Freed' von Sinnen!

X.

Was haben denn d i e für ein Scherwenzel?

Kr.

'S ist der Jude Bäre' und Wolfgang Menzel.

Große Noth.

Die Männer klagen über's Kokettiren,
Die Weiber über's — Spioniren,
Die Jungen über Rekrutiren,
Die Mädel über's Kranz=Verlieren,
Die Fürsten über's Revoltiren,
Die ganze Welt thut raisonniren; —
Mag aber doch kein — christlich Leben füh=
ren!

Zeitgeschmack.

Jüngst begegn' ich einem jungen Mann,
Der fing von Schriftstellern zu sprechen an.
Der Tadel ihm gar über die Lippen floß,
Daß mich das Ding am End' verdroß.
Ich frag' ihn: Was macht Sie denn so irre? —
Ach Gott, spricht er, die Geistesdürre!
Ich würde das ganze Jahrhundert bedauern,
Lebte nicht noch der — göttliche Clauren!

Ein rein geistiges Leben ist nur dann denkbar, wenn wir die Außenwelt durchschauen. Das bloße Anschauen verwirrt mehr, als es erhellt, aber das Durchschauen ist der Scheidungsprozeß, wobei das edlere Metall jedesmal ganz und rein zurückbleibt, so daß wir es alsdann zu beliebigem Gebrauch verwenden können. — Alles Klagen über Verschlechterung der Menschen beruht auf dem Fehler des einseitigen Anschauens, das es freilich leider nie bis zum Durchschauen kommen läßt! —

Wir würden uns weniger um uns selbst kümmern, wenn es der Welt gefiel, etwas mehr an uns zu denken. Der Einsame oder Verlassene, namentlich aber der — Verkannte ist nur auf sich beschränkt, und verlassen oder verkannt ist gewöhnlich der Hellsehende, weil

er der Menge Wahrheiten sagt, die dieser wie Grobheiten klingen, da der Ton ein ungewohnter, nicht herkömmlicher ist, und alles Nichtherkömmliche wird in der feinen Welt für grob ausgeschrieen. — Die größten Männer waren auf diese Art grob, weil sie sich nicht — abschleifen lassen mochten. Dazu kann sich aber Niemand verstehen, der in sich selbstständig auch nur die ächte Selbstständigkeit ehrt und schätzt!

Ich glaube, der Wahnsinn ist jedem angeboren, nur daß er in dem Einen oder Andern mehr zur Ausbildung kommt. Mäßiger Wahnsinn gibt große Geister, der mit Begeisterung auf gleicher Linie steht; zu große Begeisterung wird Phantasterei, Schwärmerei, und am Ende auch ordentlich sogenannter Wahnsinn! Wer aber gar nicht ein bis-

chen von jenem „schönen Wahnsinn" des gro=
ßen Britten hat, bleibt ein Pinsel sein Lebe=
lang, und taugt nur zu einem ——————.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

6358

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Willkomm, Ernst,

Julius Kühn Eine Novelle

Bd.: 2. (1833). - 122 S.

Leipzig 1833

P.o.germ. 1629 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123524-6